1,70 DM / Band 343
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Kampf um Lady X

John Sinclair Nr. 343

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 29.01.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kampf um Lady X

Die Straße war sehr eng und kurvenreich. Kam uns ein Fahrzeug entgegen, konnten wir nicht ausweichen. Wir schafften es auch dann nicht, als rechts von uns plötzlich das tanzende Scheinwerferpaar eines Autos auftauchte.

Wenn nicht ein Wunder geschah, würde es uns voll rammen.

Dragan Domescu, der junge Rumäne, fuhr. Ich hatte ihn angebrüllt und ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht. Jetzt konnte ich nur noch hoffen, daß er richtig reagierte. Die Scheinwerfer des anderen waren inzwischen so nahe, daß sie von der Seite her ihre ganze Lichtfülle durch die Scheiben warfen und das Innere des Wohnmobil-Führerhauses ausfüllten.

Ich wurde geblendet, kniff die Augen zusammen und hoffte, daß der Gurt mich retten würde…

Auch Dragan war geschockt. Ich sah sein Gesicht, als ich einen kurzen Blick nach links warf, bleich wie ein überbelichtetes Foto. Dann verzerrten sich seine Züge, und er tat das einzig Vernünftige in dieser Situation.

Er gab Gas!

Mit seinem angeschwollenen Fuß drückte er das Pedal nach unten. Ein Sportwagen wäre davongezischt, aber kein Wohnmobil, das schwerfällig in der Beschleunigung war.

Übertourig drehte sich der Motor. Ich kam mir vor, als würde ich alles in Zeitlupe erleben und wir überhaupt nicht von der Stelle kommen. Dragan mußte sich Luft verschaffen.

»Fahr doch, verfluchte Karre!« brüllte er und beugte sich in seinem Gurt nach vorn, als könnte er dem Wagen so noch mehr Geschwindigkeit geben.

Wir waren zu langsam – oder?

Irgendeine Baumwurzel oder ein dichtes Gestrüpp rettete mir unter Umständen das Leben.

Der von der rechten Seite des Abhangs herunterfahrende Wagen wurde für einen Moment gestoppt und gleichzeitig aus der ursprünglichen Richtung gebracht.

Wir kamen weg, bevor der andere Wagen das letzte Stück des Abhangs hinunterrollte, auf die Straße hüpfte und uns trotz allem noch erwischte. Dragan und ich vernahmen den schmetternden Klang am Heck des Wagens, hörten Marek aus dem Innern wild und anhaltend fluchen, das Wohnmobil geriet aus der Fahrtrichtung und sehr nahe an den linken Straßenrand, wo ein fast schluchtartiger Abhang in die Tiefe führte, aber durch hastiges Gegenlenken bekam Dragan das Gefährt wieder in die Spur.

Im nächsten Augenblick krachte es.

Nicht bei uns, sondern hinter uns. Es war der andere Wagen gewesen, der mit irgendeinem Hindernis kollidiert sein mußte. Uns war nichts weiter geschehen.

Für zwei Sekunden blieben wir sitzen. Beide atmeten wir tief und stoßweise.

»Mein Gott!« flüsterte Dragan nur, »mein Gott, war das ein Schreck in der Nacht.«

Da hatte er recht.

Aus dem Wagen hörten wir die Stimme des Pfählers Marek. »Ist euch etwas passiert, Freunde?«

»Nein!« rief ich, löste den Gurt und stemmte die Tür auf. Ich wollte unbedingt erfahren, wem wir diese Überraschung zu verdanken hatten. Da wir auf der Todesliste eines Vampirs standen, war ich vorsichtig geworden und zog, bevor ich mich dem Wagen näherte, meine mit Silberkugeln geladene Beretta.

Marek, der Pfähler, hatte das Wohnmobil an der Rückseite verlassen. Auch er hatte sich bewaffnet. Den Pflock hielt er in der rechten Hand. Sollte ein Feind auftauchen, würde er sofort zustoßen.

Es kam niemand.

Nur den Wagen sahen wir.

Ein geländegängiges Fahrzeug der Marke Toyota. Und sein Fahrer hatte unwahrscheinliches Glück gehabt, denn er hätte ebenso gut über die Fahrbahn hinweg den Abhang hinunterrutschen können.

Durch die Kollision mit dem Wohnmobil hatte sich der Toyota gedreht und stand dann wieder mit der Schnauze zum Abhang hin, von dem er auch in Schußfahrt gekommen war.

Wirklich Glück.

Ich hielt Marek zurück, als er die Fahrertür öffnen wollte. »Laß mal, es kann sein, daß ich schießen muß.«

»Denkst du an Bogdanowich?«

»Auch!«

Bevor ich die Tür öffnete, schaute ich in den Wagen. Die Scheibe war heil geblieben. So konnte ich die Gestalt hinter dem Lenkrad erkennen. Vor Überraschung hielt ich die Luft an. Ein Mann war es nicht, der den Wagen gelenkt hatte. Eine Frau hockte vorübergebeugt. Das lange rote Haar war ebenfalls nach vorn gefallen. Es lag wie ein Vorhang über dem Lenkrad, dessen oberen Ring die Frau mit ihrer Stirn berührte.

Sie trug ein dünnes weißes Kleid, das bis zum Boden reichte.

Meinem Geschmack nach zu urteilen, war sie ein wenig ungewöhnlich für diese Jahreszeit angezogen.

»Es ist eine Frau«, sagte ich zu Marek und wollte die Tür aufziehen. Sie klemmte etwas.

»Was – eine Frau?«

»Ja.«

Marek packte jetzt mit an. Die Fahrerseite hatte einiges mitbekommen. Auch der linke vordere Kotflügel war eingedrückt. Sogar das Rad hing schief.

Gemeinsam schafften wir es, die Tür aufzuziehen. Die Frau mußte dagegengelehnt haben, denn sie fiel uns in die Arme.

Ich fing sie rasch auf, trat zurück und ließ sie über meinen Armen liegen.

Frantisek Marek schüttelte den Kopf. »Die trägt ja nur ein Nachthemd«, sagte er. Dann suchte er sehr genau ihren Hals ab und nickte zufrieden. »Keine Bißstellen«, erklärte er.

»Demnach kein Vampir!« fügte ich hinzu, um mich noch im gleichen Moment mit meiner menschlichen Last dem Wohnmobil zuzuwenden. Ich nahm den Einstieg an der Rückseite und bettete die Frau auf eine Liege.

Frantisek Marek hatte eine Decke besorgt, die er über sie breitete.

Aus der Fahrerkabine stieg Dragan.

»Tatsächlich«, sagte der junge Rumäne. »Und ich dachte schon, ich hätte mich geirrt, als ich euch beide im Rückspiegel sah. Das ist ja eine Frau.«

»Fast noch ein Mädchen«, meinte Marek.

Erst jetzt stellten wir fest, daß sie an der Stirn blutete. Die langen, roten Haare hatten die Stelle bisher verdeckt gehabt. Dragan strich durch das Haar. Die Strähnen glitten über seine Hand. »Fühlt sich an wie Seide.«

Ich riß ihn aus seinen Träumen. »Kümmere du dich um sie und wasch ihr das Blut aus dem Gesicht. Frantisek und ich schauen mal nach, was unserem Wagen passiert ist.«

»Okay.«

Es sah nicht schlecht aus, aber auch nicht gut. Beim Zusammenprall waren wir am Heck auf der Fahrerseite erwischt worden. Die Gewalt des Aufpralls hatte das Blech nach innen gedrückt und eine scharfe Kante so gebogen, daß sie mit ihrer Spitze den Reifen berührte. Wenn wir jetzt fuhren, würde der Reifen nach einigen hundert Metern nur mehr eine zerfetzte Masse sein. Zudem war ein Hecklicht geborsten, aber das sollte uns nicht weiter kümmern.

»Ich hole das Werkzeug.« Marek verschwand, kam bald darauf wieder und hatte die Werkzeugtasche mitgebracht.

In ihr befand sich zum Glück ein Gummihammer. Durch seine Hilfe konnten wir das Blech so ausheulen, daß der Wagen noch fuhr, ohne Schaden zu nehmen.

Marek und ich beulten das Blech gemeinsam aus. Während der Pfähler klopfte, hielt ich es fest.

»Das wäre erledigt.« Frantisek erhob sich und rieb sich die Hände.

Er schielte über die Schulter zu dem Toyota. »Können wir den so stehen lassen, John?«

»Da kann kaum jemand vorbeikommen.«

»Okay, versuchen wir es.«

Marek stieg ein, ich blieb neben dem Wagen stehen und sah, daß mein Freund sich umschaute.

»Was ist denn?«

»Kein Schlüssel da!«

Ich nickte. »Dann muß das Mädchen nur gerollt sein. Eine reife Leistung.« Da wir keinen Zündschlüssel besaßen, blieb uns nichts anderes übrig, als den Wagen so stehenzulassen. Sicherheitshalber baute ich noch ein Warndreieck auf.

Wenn ich daran dachte, daß auf der Seite, wo der Toyota mit seiner Schnauze gegen den Abhang gefahren war, sich wenige Kilometer zuvor noch ein Abgrund befunden hatte, konnte man wirklich von

Glück sprechen, das die uns noch unbekannte Fahrerin gehabt hatte.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es sich um ihren Privatwagen handelte, wahrscheinlich gehörte der Toyota den Mafiosi. Wie die Rothaarige an dieses Fahrzeug gekommen war, würde sie uns sicherlich noch berichten.

Ich ging wieder zurück in unseren Wagen. Dragan saß neben unserem Gast, der nach wie vor bewußtlos war.

»Er kennt sie«, sagte Marek.

»Stimmt das?« Ich schloß die Tür.

Dragan nickte. »Zumindest glaube ich, sie zu kennen.«

»Und woher?«

»Ich meine, sie schon auf dem Campingplatz gesehen zu haben. Das ist alles.«

»Aber du bist dir nicht sicher?«

»Nicht so ganz, John. Dieses Haar ist ungewöhnlich. Das vergißt man einfach nicht.«

Da hatte er recht. Auch ich hätte mich an das Mädchen erinnert.

Ganz bestimmt sogar.

»Was machen wir jetzt?« fragte Marek. »Fahren wir weiter nach Petrila oder warten wir, bis die Kleine aus ihrer Ohnmacht erwacht?«

»Petrila läuft uns nicht weg«, meinte Dragan. »Ich würde gern wissen, was sie uns zu berichten hat.«

Der Ansicht war ich ebenfalls.

Lange brauchten wir nicht zu warten. Die Augenlider des Mädchens begannen zu flattern, und Sekunden später schaute es von unten her in unsere drei Gesichter.

Sie mußte sich sofort an irgend etwas erinnert haben, denn ein Ausdruck der Furcht stahl sich in ihr Gesicht.

Ich lächelte sie an. »Keine Sorge, Sie sind unter Freunden.«

»Freunde?« Es wunderte mich, daß sie sofort in meiner Heimatsprache antwortete.

»Ja, Freunde!« bestätigte Dragan, und Frantisek nickte.

Sie überlegte. Ihre Stirn legte sie in Falten. »Freunde«, wiederholte sie. »Freunde… aber wo sind die anderen? Die beiden Männer? Und was ist mit dem Wagen.«

»Langsam, langsam«, beruhigte ich sie. »Alles der Reihe nach, wenn es geht!«

Wir bemühten uns sehr um sie, gaben dem Mädchen zu trinken und auch eine Tablette gegen die Kopfschmerzen. Allmählich füllte sich ihr Gesicht mit Farbe.

Sie sah hübsch aus. Zahlreiche Sommersprossen bedeckten die helle Haut. Eine Schönheit war sie nicht, aber ein Kumpeltyp, und sie besaß – wie viele Rothaarige – grüne Augen.

»Ich bin einfach geflohen, habe die Handbremse gelöst, dann fuhr

ich.« Sie schaute uns nach diesen Worten so erstaunt an, als wollte sie eine Bestätigung erhalten.

»Fühlen Sie sich in der Lage, der Reihe nach zu berichten?« erkundigte ich mich.

»Es muß wohl sein.« Sie stellte das leere Glas weg. Wir sahen, daß sie bei der Erinnerung an das Erlebte eine Gänsehaut bekam. Dann hörten wir eine Geschichte, die unwahrscheinlich klang, aber dennoch der Wahrheit entsprechen konnte.

Wir hatten selbst schon Dinge erlebt, die man mit diesem Begriff umschreiben konnte, und wir stellten noch im nachhinein fest, daß dieses Mädchen ungemein viel Glück gehabt hatte. Auch ihren Namen hatten wir erfahren. Sie hieß Bianca Schwarz, war Rumänin, doch ihre Vorfahren stammten aus Deutschland.

Die Auseinandersetzung zwischen den drei Männern hatte sie nur unvollständig geschildert. Ich wollte mehr wissen und stellte deshalb präzise Fragen.

Sie konnte uns kaum etwas mitteilen. Es wurde allerdings klar, daß der dritte Typ ein Vampir gewesen sein mußte.

»Da kommt nur einer in Frage«, erklärte der Pfähler. »Boris Bogdanowich.«

Er erntete von uns keinen Widerspruch.

»Und dieser Boris wird auch«, so sprach Marek weiter, »die beiden anderen zu Vampiren gemacht haben.«

Auch da stimmten wir zu.

Unsere neue Bekannte schaute uns prüfend und der Reihe nach an. »Ich weiß nicht, wo ich Sie hinstecken soll. Wer sind Sie eigentlich? Sie fahren doch nicht zufällig durch dieses Land. Hinzu kommt das Gerede über die Vampire…«

»Es stimmt«, gab ich zu. »Wir sind nicht zufällig unterwegs. Wir jagen Vampire.«

Bianca lächelte nicht einmal. Auch einen Kommentar hörten wir von ihr nicht. Mit einem Nicken nahm sie meine Erklärung zur Kenntnis, das war alles. »Jetzt weiß ich auch, aus welchem Grunde sich der dritte gegen die anderen gestellt hat.« Sie schüttelte sich.

Die Erinnerung trieb einen Schauder auf ihre Haut. »So etwas ist schlimm. Ich konnte praktisch mit ansehen, wie einer zu einem Vampir gemacht worden ist.«

»Kennen Sie eigentlich Namen?« fragte Dragan.

»Ja, natürlich, die Kerle haben sich untereinander angesprochen. Der eine heißt Riley, der andere Mario. Wobei Riley wohl nicht so viel zu sagen hat und auch der Dümmere ist.«

»Man hat Ihnen nicht erzählt, was sie weiterhin vorhaben.«

»Leider nicht.«

Frantisek meinte: »Die haben den zweiten Weg nach Petrila

genommen, John. Das läßt eigentlich tief blicken.«

»Also wollten sie dorthin.«

»Richtig.«

Ich dachte nach und legte einen Finger gegen meine Stirn. »Es klingt zwar kompliziert, dennoch ist es meiner Ansicht nach einfach. Die Kerle haben uns verfolgt, als sie noch keine Vampire waren. Sie wollten uns ausschalten, wobei ich mich nach dem Grund frage, ihn aber zur Seite lassen möchte. Jetzt, da sie zu Vampiren geworden sind, denken sie gar nicht daran, ihren Vorsatz zu wechseln. Nach wie vor ist Petrila ihr Ziel. Nur fahren sie diesmal als Vampire dahin.«

Marek lachte. »Fahren? Deren Wagen ist doch zerstört. Er klebt an der Wand. Sie müssen zu Fuß gehen.«

»Irgendwie wird ihr Mentor Bogdanowich schon dafür sorgen, daß sie nach Petrila gelangen, darauf könnt ihr euch verlassen.«

Dragan und Marek gaben mir recht. »Fragt sich jetzt nur«, sagte der junge Rumäne, »wer schneller ist. Er oder wir.«

Ich stand auf und zündete mir eine Zigarette an. Dabei nahm ich eine Wanderung durch das Wohnmobil auf. Den Kopf hatte ich ein wenig eingezogen. »Ich verstehe wirklich nicht, was das alles soll. Meiner Ansicht nach hat Boris einen Fehler gemacht. Wenn ich davon ausgehe, daß er sich darum bemüht, Lady X zu befreien, muß er Helfer auf seiner Seite wissen.«

»Die hat er auch«, sagte Frantisek.

»Natürlich. Riley und Mario. Das wäre auch alles korrekt, nur eines stört mich an der Sache. Die beiden hat er zu Blutsaugern gemacht. Davon müssen wir inzwischen ausgehen. Und jetzt denkt mal nach. Was will er mit Vampiren als Helfern? Ich gebe zu, er kann damit einiges anstellen, nur das nicht, das er im Endeffekt vorhat. Versteht ihr mich?«

»Nein«, gab Dragan zu.

Auch Marek schaute mich so unverständlich an, daß ich lachen mußte. »Er kann, will er seinen eigentlichen Plan beibehalten, mit Vampiren nicht viel anfangen.« Meine Stimme wurde um eine Nuance schärfer. »Er will Lady X befreien. Aber sie liegt in kalter, meinetwegen auch unheiliger Erde begraben, ist nicht zu Staub verfallen, doch ihr Körper wurde durch Kreuze gesichert. Da hakt es bei mir aus. Vampire haben Angst vor dem Kreuz. Da machen auch die beiden Neuen keine Ausnahme. Sie werden ihm kaum dabei helfen können, den Leichnam aus dem Grab zu holen.«

Nach diesen Ausführungen herrschte für eine Weile Schweigen zwischen uns. Bis Marek die Schultern hob und seinen Kommentar gab. »John hat recht. Er hat sich durch seine beiden Helfer selbst gebunden, wie ich das sehe.«

Dragan lachte scharf. »Auch ein Vampir macht Fehler.«

Ich verzog das Gesicht. »Da bin ich mir nicht so sicher, mein Lieber, ob es tatsächlich ein Fehler gewesen ist.«

»Wieso?«

»Ich kenne die Vampire. Sie sind manchmal wie Menschen, wenn es um ihre Pläne und Ziele geht. Nein, das war meines Erachtens keine Unbeherrschtheit. Der wußte genau, was er tat. Da muß es irgend etwas geben, das wir noch nicht wissen.«

»Aber was?« fragte Dragan.

Ich schaute Marek an. »Du, Frantisek, kennst dich in Petrila besser aus.«

Der Pfähler gab mir recht. »Was hat das denn mit Boris und seinen Helfern zu tun?«

»Laß mich ausreden. Ist es vielleicht möglich, daß es in Petrila Menschen gibt, die Bogdanowich auf seine Seite gezogen hat?«

Frantisek schnippte mit den Fingern. »Verdammt, John, das kann sein. Daran habe ich nicht gedacht.« Er verfiel in tiefes Grübeln. »Ich wohne zwar in Petrila, kenne auch jeden Menschen, aber nur äußerlich. Wer kann schon in die Seele hineinschauen? Wenn Vampire Menschen zu ihren Verbündeten machen, versprechen sie ihnen etwas. Die Leute in Petrila sind arm. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß sich einige von ihnen auf die Seite der Schwarzblütler schlagen werden, wenn sie guten Lohn bekommen.«

»Was kann das schon sein?« bemerkte Dragan spöttisch.

»Man kann sie zunächst einmal mit Geld ködern. Den wahren Lohn bekommen sie dann später.«

Dragan schaute mich an. »Ich gebe dir recht, John. Du hast die größte Erfahrung.«

Marek schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Es bleibt uns nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich nach Petrila zu fahren und dort nach dem rechten zu sehen.«

Der Meinung war ich ebenfalls, und Dragan Domescu schloß sich mit einem Nicken an.

Bianca Schwarz hatte unserem Reden bisher schweigend zugehört. Nun meldete sie sich zu Wort. »Ich weiß gar nicht, was das soll. Sie reden von diesen Geschöpfen, als wäre es die normalste Sache der Welt. Für mich ist das nicht normal, sondern der reine Schrecken!«

Ich wiegte den Kopf. »So dürfen Sie nicht denken, Bianca. Auch wir nehmen Vampire nicht als normal hin. Leider gibt es sie nun mal. Wir können uns dagegen nicht wehren, sie sind existent, gerade hier in Rumänien, wo sie praktisch ein klassisches Erbe verwalten.«

Das junge Mädchen schaute uns an. »Ja, das muß wohl stimmen. Ich selbst habe es erlebt.« Sie produzierte ein Lächeln, das sehr schnell wieder zerfaserte. »Ich bin ja nur zufällig in alles hier hineingeraten. Es tut mir auch sehr leid…«

Dragan strich über Biancas rotes Haar. »Keine Sorge, wir werden schon auf Sie achtgeben. Es ist doch klar, daß wir Sie mitnehmen. Allein können wir Sie nicht lassen.«

»Ich bin ein Hindernis…«

»Nein, nein. So denken wir nicht.«

Dragan hatte genau in unserem Sinne gesprochen. Er stand auf und verzog das Gesicht, weil er sein Gewicht wieder auf den kranken Fuß verlagert hatte.

»Geht es noch?« fragte ich besorgt.

»Es muß«, erwiderte er hart. »Es muß einfach.« Dragan schüttelte sich dabei und humpelte dem Fahrerhaus entgegen.

Marek schaute mich besorgt an. »Irgendwann wird er nicht mehr können, befürchte ich.«

»Wir sind ja auch noch da!« erwiderte ich und schlug meinem älteren Freund auf die Schulter. »Gib du auf unseren Gast acht. Ich setze mich zu Dragan, vielleicht löse ich ihn auch ab.«

»Wird wohl am besten sein.«

Kaum hatte ich wieder meinen Platz eingenommen, als Dragan startete. Sein Gesicht war bleich geworden, auf der Stirn glitzerten kleine Schweißperlen.

»Dir gefällt das Mädchen, nicht?« fragte ich ihn.

»Ja, verdammt!« preßte er hervor. »Es gefällt mir sogar sehr gut. Trotzdem habe ich Angst.«

»Wovor?«

»Nicht allein vor den Vampiren, John. Auch vor dem Schicksal. Ich habe mich schon einmal verliebt, und Vera ist zu einem Vampir geworden. Ich fürchte, daß es Bianca ebenfalls so geht, wenn ich nicht achtgebe.«

»Davor brauchst du keine Angst zu haben«, versuchte ich ihn zu beruhigen.

»Doch, John, doch. Ich habe Angst. Sogar eine verdammte Angst. Irgendwie scheint auf meinem Leben ein Fluch zu liegen…«

Nacht über Rumänien – Nacht über Petrila! Wolken zogen träge durch die Dunkelheit. Wie schlafende Monster lagen die Buckel der Karpaten in der Finsternis. Es war still geworden. Nur der Nachtwind bewegte die sich allmählich bunt färbenden Blätter, ließ sie rauschen, was wiederum als Begleitmusik für die schlafenden Menschen angesehen werden konnte.

In der Nacht hatten die meisten Furcht. Noch heute verrammelten sie Türen und Fenster, denn sie wußten von der grausamen Vampirplage, die das Dorf heimgesucht hatte. Im verborgenen lauerte das Grauen, der Tod, und beides konnte brutal zuschlagen.

Die Nacht war ihre Zeit. Da stiegen sie aus finsteren Grüften, Särgen und Verstecken, um sich auf die Jagd nach Opfern zu machen. Wenn

sie zu denen gehörten, die sich wie einst der Graf Dracula in Fledermäuse verwandeln konnten, nahmen sie den Weg durch die Luft und verschmolzen mit den düsteren Wolkengebirgen. Wer hinauf schaute, konnte sie kaum sehen, denn ihre Flügelschläge waren träge und flossen ebenso dahin wie die Gebilde aus Dunst.

Auch in dieser Nacht, in der die Menschen schliefen, war wieder einer der Blutsauger unterwegs.

Boris Bogdanowich hatte seinen Plan ändern müssen. Auf die Technik hatte er sich verlassen wollen und wäre gern mit dem Wagen gefahren. Das konnte er nicht mehr.

Er war in die Richtung geflogen, in die der Wagen auch gerollt war, hatte ihn entdeckt und wußte nun, daß er fahruntüchtig war.

Demnach mußten sie zu Fuß ihr Ziel erreichen.

Aber er, Bogdanowich, wollte die Lage zunächst sondieren. Für ihn bedeutete es keine Schwierigkeit, den Ort zu erreichen, wo sich alles entscheiden sollte.

Er flog hin.

Über Petrila drehte er seine Kreise. Sehr hoch und von Wolken verdeckt, so daß jemand, der unten im Dorf stand und in die Höhe sah, ihn nicht sehen konnte.

Aber er sah.

Es war kein Häusermeer, auf das er herabschaute. Eine Ansammlung von kleinen Hütten oder Gebäuden, aus deren Mitte etwas weit gegen den Himmel stach.

Es war der Kirchturm!

Genau über ihn segelte Boris hinweg und stieß einen Wutschrei aus, als er erkannte, daß sich das Kreuz noch immer dort befand. Es stand zwar nicht mehr gerade wie sonst, sondern hing schief, aber es war noch vorhanden. Das machte ihn wütend.

Er dachte an seinen Helfer. Wintek, der Krumme, hatte versprochen, sich an seine Pläne zu halten. Möglicherweise hatte er es auch versucht, doch er war wohl zu spät gekommen, oder man hatte ihn gesehen, was ebenfalls schlimm werden konnte.

Der Vampir umkreiste den Kirchturm in sicherer Höhe. Sehr vorsichtig war er dabei. Nie wollte er dem Kreuz zu nahe kommen, denn er kannte dessen Kraft. – Sie war zerstörerisch!

Er flog zwar als Fledermaus durch die kühle Luft, tatsächlich aber konnte man ihn als einen Mutanten bezeichnen, denn zwischen den Flügeln schimmerte ein bleiches Menschengesicht.

Boris war in diesen Augenblicken eine Mischperson. Sein Gesicht nur mehr eine entstellte Fratze aus Haß und Wut. Damit hatte er nicht rechnen können. Es ärgerte ihn, daß sich auf dem Weg zum Ziel so viele Hindernisse befanden.

Zudem lebten Sinclair, Marek und dieser Dragan noch immer.

Wenigstens zwei von ihnen hatte er vernichten wollen, um mit dem einen, dem Geisterjäger, den großen Plan durchzuführen.

Seine Wut konzentrierte sich deshalb auf eine Person.

Der Krumme trug daran die Schuld!

Für einen Moment flammte der Haß noch stärker im Innern des Blutsaugers auf. Er dachte daran, den Krummen zu einem Vampir zu machen, wenig später hatte er seinen Plan geändert. Nein, er brauchte ihn. Es war der einzige Vertraute, den er in Petrila hatte.

Seinen eigentlichen Vorsatz mußte er verschieben.

Vielleicht konnte er ihn später in die Tat umsetzen und den Krummen dann zu einem seiner Diener machen. Ja, so sollte es sein…

Wintek selbst hatte sich verkrochen.

Wie ein Wurm in der Erde, so hockte er in seinem verfallenen Haus, durch dessen undichte Fenster es unangenehm zog. In einen zerschlissenen Sessel hatte er sich gehockt und nur eine Kerze angezündet, deren Flamme den Schmutz des Zimmers zum großen Teil in einem gnädigen Dunkel ließ. Es putzte hier niemand. Der Dreck klebte überall. Fingerhoch lag der Staub, und ebenso schmutzig war der Krumme.

Wenn er eine der Schnapsflaschen leergetrunken hatte, schleuderte er sie kurzerhand unter das Bett, wo sich bereits eine ansehnliche Batterie angesammelt hatte.

Der Krumme wußte, daß er einen Fehler begangen hatte, und er fürchtete sich vor zwei Dingen.

Erstens vor seinem Auftraggeber, dem Vampir, und zweitens vor dem Pfarrer. Wenn der ihn trotz der Dunkelheit erkannt hatte, konnte dies unter Umständen noch schlimmer für ihn werden.

Er kannte seine Mitbewohner. Die würden kurzen Prozeß mit jemandem machen, der in Diensten eines Vampirs stand.

Wenn es ihm wenigstens gelungen wäre, das Kreuz vom Turm zu montieren, so aber hing es schief und für jedermann sichtbar auf der Spitze. Alle, die hochschauten, würden erkennen, daß daran manipuliert worden war und sich ihre Gedanken machen.

Er hatte die Flasche geöffnet. Über sein Gesicht flog ein Grinsen, als er die Öffnung dem Mund entgegenführte.

Alkohol war für ihn ein Lebenselixier. Im Rausch konnte er vergessen, wie abseits er letztendlich stand. Schmatzend nahm er den ersten Schluck.

Es war ein billiger Fusel, der in seine Kehle rann. Ein normaler Mensch hätte das Zeug weggespuckt, nicht Wintek. Für ihn war es ein Labsal. Als er die Flasche absetzte, glänzten seine dunklen Augen. Das hatte ihm gutgetan. Ja, so mußte es immer sein.

Ein kurzes Schütteln noch, und er stellte die Flasche zur Seite.

Eine Uhr hatte er nicht umgebunden. Schlafen konnte er auch nicht

nach den Ereignissen, zudem wurde er das Gefühl nicht los, daß in dieser Nacht noch etwas passieren würde.

Etwas, das mit ihm in einem Zusammenhang stand. Was es war, wußte er nicht. Er konnte sich jedoch vorstellen, daß sein Meister inzwischen Bescheid wußte und von ihm Rechenschaft verlangte.

Die Kerze stand auf einem halb zerbrochenen Teller und so, daß ihr Licht nur den hinteren Teil des kleinen Raumes erleuchtete. Das Fenster blieb im Dunkeln. Man konnte es nur mehr als ein graues Rechteck bezeichnen und mußte schon sehr genau hinschauen, um es erkennen zu können. Dahinter lag ein Hof, ein Stück Wiese, auf der die Bäume abgehackt worden waren. Jetzt befand sich dort nur noch Gerumpel. Von Wintek aus der Wohnung geworfen, wenn es zuviel wurde und er darüber stolperte.

Der Krumme behielt das sich schwach in der Wand abzeichnende Rechteck genau im Auge. Es mußte schon sehr stark die Sonne scheinen, um überhaupt durch die völlig verdreckte Scheibe schauen zu können. In der Dunkelheit sah er überhaupt nichts.

Trotzdem entdeckte er den Schatten.

Hinter der Scheibe hatte sich etwas bewegt. Es waren keine Wolken oder Blätter, die diesen Schatten erzeugt hätten. Nein, da mußte jemand lauern und in den Raum hineinstarren.

Seine Haltung spannte sich. Natürlich dachte er an den Pfarrer, aber auch an den Vampir. Ein weiterer Mensch war wohl in dieser Nacht nicht unterwegs.

Wer wollte mit ihm abrechnen?

Die Gestalt hinter der Scheibe füllte das Fenster aus, so daß es ebenso dunkel war wie die Wand.

Auf einmal bewegte sie sich. In der Scheibe malte sich etwas ab.

Zwei helle Flecken.

Augen!

Wintek wäre am liebsten in die Höhe gesprungen und weggelaufen. Dazu besaß er nicht den Mut. Zudem konnte er seinen Blick nicht von den bannenden Augen nehmen.

Er spürte die Furcht, und gleichzeitig meldete sich sein schlechtes Gewissen. Beides kam zusammen und ließ ihn zittern. Der Pfarrer war es nicht, dessen Augen leuchteten nicht so böse und intensiv.

Ansonsten konnte kaum jemand Interesse daran haben, in die schmutzige Wohnung zu starren – außer Boris Bogdanowich, dem Vampir!

Er stand draußen!

Der Krumme wußte nicht, was er machen sollte. Am besten war es, wenn er überhaupt nichts tat und einfach nur sitzenblieb, alles andere würde sich ergeben.

Das Augenpaar verschwand so schnell, wie es aufgetaucht war.

Ein befreiender Atemzug löste sich von den Lippen des Krummen.

Er wischte über seine Stirn. Auf seinem gekrümmten Finger lag der Schweiß, den er von der Stirn gewischt hatte.

Wintek ließ sich nicht täuschen. Bogdanowich hatte sich zwar zurückgezogen, dennoch hatte er nicht aufgegeben, das wußte der Krumme. Sein Auftauchen hinter der Scheibe hatte bestimmt eine erste Warnung sein sollen. Sie war von Wintek verstanden worden.

So wie er gesessen hatte, blieb er auch sitzen. Nicht den kleinsten Finger rührte er. Die Haustür war nicht abgeschlossen, darauf verzichtete er. Wer in seiner Bude etwas stahl, war es selbst schuld.

Aber die Tür knarrte, wenn sie aufgezogen wurde.

Und das geschah.

Es war ein hoher, gleichzeitig knarrender und ächzender Ton, der durch das niedrige Haus schwang und auf dem Rücken des Lauschenden eine Gänsehaut hinterließ.

Seine Vermutung hatte sich bestätigt. Der Vampir wollte ihn besuchen und wahrscheinlich mit ihm abrechnen.

Wintek atmete flach. Angespannt hockte er im Sessel, aus dessen verwaschenem Stoff eine Sprungfeder gegen den Oberschenkel des Krummen drückte.

Das Knarren der Tür war verstummt. Schritte hatten dieses Geräusch abgewechselt.

Sie klangen dumpf und hörten sich in ihrer Regelmäßigkeit angsteinflößend an.

Der Vampir wußte genau, was er wollte. Zielsicher setzte er seine Schritte auf den Wohnraum zu, wo der Krumme nicht wagte, auch nur den kleinen Finger zu rühren.

Wintek kam sich wie ein armer Sünder vor und hörte sein Herz überlaut schlagen.

Ein unregelmäßiger Rhythmus, diktiert von der Angst und dem schlechten Gewissen.

Dann stand er in der Tür.

Groß, breit, ein regelrechtes Monstrum, obwohl der Vampir menschliche Gestalt besaß. Ein Ungeheuer in Menschengestalt, gnadenlos, mit der Gier nach Blut im Blick. Starr waren seine Augen auf den Krummen gerichtet, die Blicke erinnerten an Dolche, die Wintek zu durchbohren schienen. Dessen Herzschlag beschleunigte sich noch stärker. Die Angst peitschte Wellen in sein Gehirn, und als sich der Vampir in Bewegung setzte, glich er einem mörderischen Schatten.

In der Nähe des Sessels stand ein kleiner Tisch. Mit einem Fußtritt fegte ihn Boris zur Seite. Der Tisch krachte gegen die Wand. Jetzt hatte Bogdanowich freie Bahn.

Wintek schaute zu ihm hoch. Das Kerzenlicht ließ seine angststarren

Züge weicher erscheinen, als sie es tatsächlich waren. Die Augen glichen kleinen Rädern, in den Pupillen spiegelte sich das Licht der Kerze.

Einen halben Schritt vor dem Krummen blieb Boris Bogdanowich stehen. Er hatte den Kopf gesenkt, und auch sein Gesicht geriet in den Lichtkreis der Kerze.

Kalt schaute er seinen Helfer an.

Es war Wintek nicht möglich, die Gedankengänge des anderen zu erforschen. Zwischen ihnen glaubte er eine unsichtbare Wand zu sehen, die sich aus Gefahr und Grauen zusammensetzte.

Diese Gestalt würde abrechnen!

Sie nickte.

Wintek wollte etwas sagen, er räusperte sich schon, sah das Kopfschütteln des Blutsaugers und verstummte, bevor er noch ein vernünftiges Wort hervorgebracht hatte.

Dafür beugte sich der Vampir vor.

Näher und näher kam sein Gesicht. Die Hände folgten. Er hatte sie gespreizt, um zugreifen zu können. Er würde sie in die Kleidung des Krummen schlagen, wie ein Adler seine Klauen in den Körper der flüchtenden Beute. Wintek tat gar nichts. Er war so fatalistisch geworden, denn er wußte, daß er gegen den anderen keine Chance besaß.

Der Vampir war stärker, viel stärker, als es ein Mensch jemals sein konnte.

Deshalb tat er nichts. Und er erlebte das Grauen, das jeder mitbekommt, der eine Begegnung mit diesem Blutsauger hat. Furchtbare Sekunden, in denen sich das Gesicht des anderen noch mehr verzerrte und wie eine bleichgeschminkte Zirkusmaske aussah.

Boris packte zu.

In der Tat schlug er seine Hände wie die Greifer eines Raubvogels in die Schultern des Krummen. Er drückte den Mann zurück. Ein leiser Wehlaut verließ den Mund des Dieners. Noch immer waren seine Augen weit aufgerissen, und sie verdrehten sich sogar, als er spürte, wie der Vampir seine rechte Hand vom Stoff der schmutzigen Jacke löste, die Haare des anderen packte und den Kopf so zur Seite drückte, daß die Haut am Hals eine straffe Linie bildete.

Dicht darunter befanden sich die Adern. Durch sie lief der Saft, der dem Vampir das Überleben garantierte.

Sehr dicht sah Wintek das Gesicht vor sich. Er glaubte auch, die feinen Blutperlen nahe des Mundes zu erkennen. Wenigstens konnte er sich bei den dunklen Punkten nichts anderes vorstellen. Das mußte einfach Blut sein.

Dann sah er die Zähne, als der Vampir den Mund öffnete. Gefährlich wirkten sie. Das Maul des anderen klaffte weit auf. Fauliger Geruch

drang aus ihm hervor und traf die Nase des Krummen.
Dieses Wesen roch nach Grab, nach Moder und einer längst vergangenen Zeit. Wie Messer blinkten die Zähne. Sie waren leicht gekrümmt und schienen sich der Form eines menschlichen Halses anpassen zu wollen.
Wintek rechnete auch damit, ebenfalls zu einem Vampir zu werden. Er wollte die Augen schließen, konnte es nicht, sondern stierte wie hypnotisiert in die Fratze des anderen.
Wann biß er zu?
Er tat es nicht. »Du hast versagt!« flüsterte er. »Verdammt, du hast versagt. Ich habe dir gesagt, du solltest das Kreuz von diesem verfluchten Kirchturm lösen. Ich will kein Zeichen des Guten in Petrila, wenn ich sie befreie. Hattest du mich nicht verstanden?«
»Doch… doch …« Der Krumme stieß die Worte ächzend hervor.
»Ich habe es versucht…«
»Aber nicht geschafft!«
»Nein, das war nicht möglich. Ich… ich war oben, aber dann kam dieser Pfarrer.«
»Und? Hat er dich erwischt?«
»Nein, er hat mich nicht einmal gesehen. Er hat nur etwas gehört. Ich mußte mich verstecken…«
»Und dann?«
»Bin ich geflüchtet. Ich war für den Pfarrer zu schnell. Er schaffte es nicht.«
»Er hat dich also nicht erkannt?« fragte Boris.
Hastig schüttelte sein Diener den Kopf. Hoffnung keimte wieder in ihm hoch. Bisher hatte der Vampir noch nicht zugebissen. Würde es so bleiben? Die Blutbahnen in seinem Innern schienen sich in kleine Flüsse verwandelt zu haben, so sehr rauschten sie in seinem Kopf. Da hämmerte und hackte es unter der Schädeldecke. Er spürte ein Kribbeln in den Fingern, und er dachte daran, daß noch nicht alles vorbei war.
Der Vampir dachte nach. Diese Zeitspanne wurde für den Krummen zu einer Folter. Am liebsten wäre er tot gewesen, aber er lebte noch und mußte das Grauen weiter ertragen.
Diese verfluchte Ungewißheit. Biß der andere zu? Ließ er es bleiben?
Er biß nicht zu und drückte seinen Körper zurück. Eine Last fiel dem Krummen vom Herzen. Zum erstenmal seit Minuten atmete er tief ein, denn er wußte, obwohl Boris noch nichts gesagt hatte, daß sich der Vampir entschlossen hatte, ihn nicht zu einem Geschöpf der Finsternis zu machen.
Statt dessen blieb er vor dem Krummen stehen und nickte einige Male. »Ich hätte dich töten können«, erklärte er. »Ich hätte dich bestrafen müssen, ich weiß es selbst nicht, aus welchem Grunde ich es

nicht getan habe. Es war bestimmt falsch, und ich werde es irgendwann einmal bereuen, fürchte ich.«

Wintek hatte sich wieder gefangen. Er fuchtelte mit beiden Händen. »Nein, nein, du wirst es nicht bereuen, das schwöre ich dir. Ich habe einmal einen Fehler gemacht. Ihn werde ich nicht wiederholen.«

Boris lachte. »Das sagst du so!«

Der Krumme wollte aufstehen. Bogdanowich ließ ihn halb hochkommen, dann schlug er seine flache Hand gegen die Brust des Mannes, und Wintek kippte wieder zurück.

»Ich bestimme, wann du dich erheben kannst.«

»Natürlich, Boris, natürlich.«

Kalt schaute der Blutsauger auf den anderen nieder und zog weiterhin sein Spiel ab. »Wie gesagt, ich wundere mich über mich selbst, daß ich dich nicht in meinen Kreis aufnehme. Aber ich will einmal Gnade vor Recht ergehen lassen…«

»Gibst du mir eine Chance?« hechelte Wintek.

»Ja, die gebe ich dir. Ich gebe dir die Chance, alles wieder gut zu machen…«

Winteks Gesicht veränderte sich. Es nahm einen nahezu hündischen Ausdruck der Ergebenheit an. »Ich… ich werde alles für dich tun, Boris. Du kannst verlangen, was du willst …«

»Das bist du deinem Lebensretter auch schuldig, Krummer. Ich halte dir zugute, daß du dich bemüht hast.«

»Das habe ich, Herr, das habe ich.«

»Unterbrich mich nicht immer, sondern hör zu.« Der Vampir beugte sich noch weiter vor und senkte seine Stimme zu einem Flüstern, damit ihn nur Wintek verstehen konnte. »Du weißt, daß ich hergekommen bin, weil ich große Pläne vorhabe. Und ich will mir die Pläne durch nichts zerstören lassen, das steht fest. In dir habe ich einen Helfer gefunden und hoffe, daß ich mich auf dich verlassen kann.«

»Das kannst du, das kannst du!«

»Gut, dann gebe ich dir folgende Instruktionen. In dieser Nacht läuft nichts mehr. Sobald aber die Dunkelheit hereinbricht, werden wir wieder aktiv sein. Auch wenn du mich nicht siehst, ich bin stets in deiner Nähe. Und nicht nur ich, auch meine beiden Begleiter, die ebenfalls das Blut der Menschen haben wollen. Du hörst also, daß wir mittlerweile erstarkt sind. Und so soll es auch bleiben. Folgendes wird passieren. Nun spitz deine Ohren, du darfst nichts vergessen. Mein Plan ist ausgezeichnet. Er muß einfach klappen.«

Der Krumme hörte zu, was ihm der andere zu berichten hatte. Er mußte zugeben, daß es in der Tat ein fantastischer Plan war, in den man ihn da einweihte.

Für Wintek stand fest: Schiefgehen konnte nichts mehr. Alles war

perfekt…

***

Perfekt war bei uns nichts.

Nach wie vor fuhren wir durch die einsame Gegend der Karpaten. Nur saß ich hinter dem Lenkrad, denn der Fuß des jungen Rumänen Dragan war zu sehr geschwollen.

Domescu saß neben mir, hatte das Bein hochgelegt und verzog hin und wieder das Gesicht.

Manchmal kam Marek und brachte neues Eis. Beim viertenmal war er es leid. Zwar wollte Dragan nicht, aber der Pfähler kannte kein Pardon und schleppte ihn in den großen Wohnraum des Wagens. Dort mußte er sich auf ein Bett legen.

Was da genau geschah, bekam ich nicht mit. Ich hörte nur die Stimme des Pfählers. »Meine Güte, dich hat es schwer erwischt, Junge. Dein Fuß ist ja fast doppelt so dick geworden.«

So leid es mir tat, Dragan fiel aus. Und auch das Mädchen war für uns zu einem Hindernis geworden. So hätte ich mir die Fahrt nach Petrila nicht vorgestellt.

Zum Glück funktionierten beide Scheinwerfer. Ohne Licht zu fahren, wäre einfach ein zu großes Risiko für mich geworden, denn die Felswände traten bis dicht an die Fahrbahn heran und standen manchmal sogar über, so daß hochsteigender Stein manchmal wie die scharfe Kante eines Rasiermessers wirkte.

Oft kam ich nur knapp daran vorbei.

Eingebettet waren wir durch dichte Wälder. Darüber lag der Himmel wie eine schwarzgraue Decke. Hin und wieder blitzte ein Stern, bevor er zwischen den treibenden Wolken verschwand.

Marek kam zu mir. Er nahm auf dem Beifahrersitz Platz und wischte über seine Stirn.

Die Geste kam mir irgendwie resignierend vor. »Müde, Frantisek?« fragte ich ihn.

»Nein, das nicht. Ich bin es gewohnt, die Nächte aufzubleiben. Es ist etwas anderes.«

»Die Sorge?«

»Genau, John, die Sorge. Ich habe nicht damit gerechnet, daß die Fahrt so verlaufen würde.«

Ich schaltete zurück, da sich im Scheinwerferlicht wieder eine Kurve auftat. »Bisher ist die Fahrt doch einigermaßen glimpflich verlaufen. Es hätte schlimmer kommen können.«

»Stimmt. Nur haben wir einen Ausfall. Und dann noch das Mädchen.« Er schaute mich von der Seite her an. »Glaubst du denn im Ernst, daß die Vampire aufgeben werden? Ich nicht. Die wissen genau, wo sie noch Blut holen können. Außerdem ist Bianca Schwarz eine zu gute

Zeugin, als daß man sie laufenlassen könnte.«

Wenn man die Sache so wie Marek sah, hatte er sicherlich recht.

Mein Nicken zeigte ihm an, daß auch ich so dachte. »Was hätten wir machen können?« fragte ich gegen.

»Nichts«, erwiderte er. »Das ist es ja eben. Wir hätten nichts anderes tun können. Ich mache uns ja keine Vorwürfe, sondern dem allgemeinen Schicksal, wenn du verstehst.«

Das verstand ich wohl und nickte.

Danach schwiegen wir. Marek und ich starrten durch die breite Scheibe. Ich spürte allmählich die Müdigkeit und mußte achtgeben, daß mir die Augen nicht zufielen. Um mich wachzuhalten, drehte ich das Fenster nach unten, so daß kühle Luft in die Fahrerkabine strömen konnte.

Wenn ich ausatmete, dampfte die Luft vor meinen Lippen. Es war empfindlich kalt geworden. Hier spürte man den Herbst wesentlich deutlicher als in London.

Es passierte nichts. Auch die entsprechende Höhe hatten wir erreicht. Der Weg führte weder bergauf noch bergab. Er blieb auf einer Ebene. Allerdings hörten die Kurven nicht auf. Nach wie vor liefen sie einmal links herum, dann wieder rechts, so daß ich in Schlangenlinien fahren mußte.

Marek hatte sich aus dem Fenster gebeugt, daß er in den Himmel blicken konnte. Zu sehen gab es dort nichts.

Kein Schatten fiel aus der Dunkelheit, um uns anzugreifen. Der Himmel blieb blank.

Ich wischte über Stirn und Augen. »Wenn zwei Mafiosi übriggeblieben sind, werden sie sich auf unsere Spur setzen«, erklärte ich.

»Ob Vampire oder Killer, das bleibt sich gleich.«

Frantisek nickte. »Wir können demnach davon ausgehen, daß wir es mit Vampir-Killern zu tun haben und sie uns nicht nur attackieren werden wie Blutsauger.«

»Nein, auch mit ihren mechanischen Waffen.«

»Damit können sie mich auf Distanz halten«, sagte der Pfähler.

»Eine Kugel ist schneller als mein Pflock.«

»Leider.«

»Und ihr großes Ziel? Die Erweckung von Lady X? Ob sie das packen werden?«

»Trotz ihrer Niederlagen sind die Umstände für sie günstiger geworden, da wir uns mit einigen Handicaps herumschlagen müssen.« Ich winkte ab. »Wie dem auch sei, wir lassen alles an uns herankommen.«

»Ist auch am besten.«

»Wie lange haben wir noch zu fahren?«

»Bei der Geschwindigkeit…« Marek rechnete kurz nach.
»Vielleicht eine knappe Stunde.«
Das hörte sich günstig an. »In Petrila haue ich mich aufs Ohr«, erklärte ich meinem rumänischen Freund. »Ich bin hundemüde, diese Nacht hat mich geschlaucht.«
»Da sagst du was.«
Unnatürlich und geisterhaft floß das Licht der Scheinwerfer vor uns her. Es berührte auch das Unterholz zu beiden Seiten des Wegs und auch die Baumstämme. Dabei sahen sie aus wie kahle Gerippe.
Ich schüttelte mich.
»Was hast du?« fragte Marek.
»Ideal für Vampire«, sagte ich. »Diese ganze Umgebung, dieses…«
Ich sprach nicht mehr weiter. Als hätte unser Gegner meine Worte verstanden, so stand er plötzlich mitten auf der Fahrbahn und wurde vom Lichtkegel der Scheinwerfer erfaßt.
Viel gesehen hatten wir beide nicht.
Vielleicht einen huschenden Schatten, der aus den Wolken gekommen war, mehr nicht.
Der Blutsauger hielt sich genau an der Stelle auf, wo eine Rechtskurve begann. Er stand da und starrte in das grelle, unnatürliche Licht der Scheinwerfer.
»Halt drauf!« sagte Marek und beugte sich vor.
Das tat ich nicht, sondern genau das Gegenteil von dem.
Ich bremste!
Der Wagen schaukelte nach, stand, und ich öffnete mit einem heftigen Ruck die Tür.
Dann sprang ich nach draußen…

***

Die Beretta hatte ich schon während des Sprungs gezogen, drehte den Arm, zielte auf die Gestalt, doch die Mündung stach ins Leere.
Boris Bogdanowich war verschwunden!
Ich zerbiß einen Fluch und sah Marek, der um den Wagen herumkam. Der Alte hatte seinen Pflock gezogen und schaute sich suchend um, wobei er den Mund verzog.
»Verdammt, er ist weg.«
»Leider.«
»Komm, wir suchen ihn.«
Frantisek wollte schon vorlaufen. Ich hielt ihn fest. »Nein, du bleibst am Wagen und bei den anderen. Vielleicht will er uns nur weglocken.«
Der Pfähler hatte verstanden. »Gut, John, ich bleibe hier.«
Als ich ging, hörte ich Dragans Stimme. Er wußte nicht, was geschehen war und stellte dementsprechende Fragen.
Ich kam von der schmalen Fahrbahn ab und tauchte in das

Unterholz. Unter meinen Tritten zerbrach es. Da zerknackte Holz, ich wühlte mich durch hohes Gras und Farnkraut, schlug Äste zur Seite, damit ich schneller vorankam.

Von mir aus gesehen war der Blutsauger zur linken Seite hin in den Wald getaucht. Schnell wie ein Schatten, nicht mehr zu sehen und auch nicht zu hören.

Da man nicht geräuschlos durch den Wald laufen konnte, mußte er irgendwo stehen und auf mich lauern.

Ich wurde an eine Szene erinnert, die ich vor Jahren, bei meinem ersten Besuch in Petrila, erlebt hatte. Auch damals waren Suko und ich auf der Fahrt zum Ziel überfallen worden, von Wölfen.

Der Wald hatte mich geschluckt. Eine seltsame graue Finsternis umgab mich. Erkennen konnte ich so gut wie nichts. Die Dunkelheit hüllte mich sackähnlich ein.

Zweige und Äste wirkten wie lange Schatten. Die Bäume wuchsen dicht, sie waren für den Vampir ein ebenso großes Hindernis wie für mich.

Zudem war es nie still. Irgendwo knackte und raschelte immer etwas. Nur ging ich davon aus, daß diese Geräusche nicht von dem Blutsauger stammten, sondern von den Tieren, die ebenfalls den Wald bevölkerten.

Vorsichtig ging ich weiter. Obwohl ich mich langsam bewegte, konnte ich Geräusche nicht vermeiden. Immer wieder trat ich auf alte Äste oder dünne Zweige, die mein Gewicht nicht aushalten konnten.

Konnte ich den Blutsauger überhaupt erwischen?

Da hörte ich die Schritte!

Nicht sehr weit entfernt, das nahm ich jedenfalls an, aber in der Dunkelheit konnten Entfernungen täuschen.

Mein Kopf ruckte nach rechts. Von dort hatte ich die Geräusche vernommen, und im nächsten Moment hallte mir das hohle Lachen entgegen. Es war wirklich schaurig. Allein im nachtdunklen Wald, das Lachen des anderen, die Gänsehaut blieb nicht aus.

Ich schaute zurück.

Den Wagen sah ich nicht, dafür das Licht der Scheinwerfer, die einen hellen Streifen auf den Asphalt malten, der nur einmal unterbrochen wurde, weil Marek in den Lichtkreis geriet, als er seine Runde um den Wagen drehte.

Für einen Moment blieb er stehen. Er schaute auch zu mir, konnte mich aber nicht sehen, dafür den anderen. Einen Schatten, der plötzlich da war und an meiner Seite aus dem Wald erschien.

Etwas flog durch die Luft.

Die Falle war raffinierter, als ich angenommen hatte. Im ersten Augenblick dachte ich daran, daß Marek es geschafft hatte, denn er riß beide Arme in die Höhe.

Vielleicht wollte er pfählen, so wirkte seine Haltung auf mich.

Noch in derselben Sekunde sah ich den wahren Grund. Er hatte einem Wurfgeschoß ausweichen wollen, und das war ihm nicht gelungen. Der hart geschleuderte Stein hatte voll getroffen.

An seinen Armen und auch an seinem Pflock vorbei war er gegen den Kopf des Pfählers geprallt. Marek bekam den Schlag, taumelte zurück, geriet außerhalb des Lichtscheins und fiel zu Boden.

Jetzt hatte der Blutsauger freie Bahn!

Und die nutzte er aus. Er hetzte auf den Wagen zu. Ich sah die Riesenschritte, seine geduckte Gestalt, aber er wollte nicht Marek, sondern die anderen beiden Personen.

Dragan war durch seine Verletzung gehandicapt, und das Mädchen konnte sich auch nicht gegen die Kräfte dieses Blutsaugers stemmen. Ich hatte Erfahrung im Umgang mit Vampiren. Sie benötigten oft nur Sekunden, um ihre grausamen Pläne in die Tat umzusetzen. Ein Biß, ein Saugen, das reichte.

Ich rannte los.

Rennen wollte ich vielleicht, doch der Wald war verflucht tückisch. Zwar wollte ich ihn nicht als einzige große Falle bezeichnen, dennoch stellte er mir Fußangeln, griff nach mir, schlug gegen Körper und Gesicht, brachte mich zum Stolpern, und im seichten, durch das hohe Gras nicht zu erkennenden Straßengraben wäre ich fast noch umgeknickt.

Ich sah nur Marek, der wie tot im Licht der bleichen Scheinwerfer lag, sich nicht rührte und den Pflock wie einen letzten Rettungsanker umklammert hielt.

Die anderen beiden hörte ich nur.

Ihre Schreie zitterten durch den Wagen, ich hörte dumpfe Geräusche, meine Angst steigerte sich ins Unermeßliche, und Dragan brüllte: »Verfluchter Blutsauger!«

Endlich war ich an der Hintertür. Sie war wieder ins Schloß gefallen, und ich riß sie wütend auf. Fast wäre sie mir noch aus der Hand gerutscht, so viel Kraft hatte ich hinter diesen Ruck gelegt.

Mein Blick war frei.

Eine hohe, grauhaarige, wuchtige Gestalt wütete innerhalb des Wohnmobils. Die Sekunden des Vorsprungs hatten Boris gereicht.

Dragan lag über dem Tisch und stöhnte. Blut lief aus seiner Nase.

Ein mörderischer Schlag mußte ihn dorthin katapultiert haben.

Der Vampir beschäftigte sich mit dem Mädchen. Er hatte Bianca Schwarz schon von ihrem Lager hochgerissen und hielt die sich Wehrende so, daß er in ihren Hals beißen konnte.

Dragan wälzte sich mühsam herum und war dabei, sich wieder in die Höhe zu stemmen.

Genau in dem Moment stand ich mit schußbereiter Beretta im

Wohnmobil.
Weder Menschen noch Vampire haben auf dem Rücken Augen.
Dennoch mußte Boris Bogdanowich etwas geahnt haben, denn er fuhr plötzlich herum, bevor ich noch abdrücken konnte.
Dann durfte ich nicht mehr schießen, denn er benutzte Bianca als Deckung.
Sie war ein zappelndes Bündel Mensch in seinen Armen. Der Griff des Blutsaugers erinnerte an eine Klammer, und einen Herzschlag später flog mir das Bündel entgegen.
Normalerweise hätte ich ausweichen können, nicht in dem engen Wohnwagen.
So mußte ich sie nehmen.
Wuchtig prallte sie gegen mich. Ich drückte meinen Kopf noch zur Seite, so stieß ihr Gesicht nicht gegen meine Stirn, sondern vor die Schulter. Die starke Kraft konnte ich nicht mehr ausgleichen. Zusammen mit Bianca flog ich zurück und krachte mit dem Rücken gegen die schmale Wohnwagentür am Heck.
Es war ein stabiles Gefährt. Die Tür brach nicht ein, sie splitterte auch nicht. Ich bekam dennoch weiche Knie, zudem klammerte sich Bianca in ihrer Panik an mich, so daß es mir schwerfiel, sie wegzustemmen.
Als ich dies erreicht hatte, war es bereits zu spät. Boris Bogdanowich hatte die Gunst der Sekunde genutzt und war bereits aus dem Wohnbereich des Wagens verschwunden.
Ich sah ihn nicht mehr und hörte nur noch, wie er durch die Fahrertür nach draußen sprang.
Den gleichen Weg zu nehmen, hätte mich zuviel Zeit gekostet.
Also drehte ich mich herum, riß die Hintertür auf und sprang aus dem Wagen.
Ich war ebenso schnell wie der Vampir, dennoch nicht schnell genug. Abermals vernahm ich sein hohles Lachen, das sich mit dem Knacken und Brechen des Unterholzes mischte.
Dann war er weg.
Eingetaucht in den düsteren Wald, der ihn umschlang wie schützende Arme. Ich rannte noch bis zum Rand der Straße, stoppte dort und schaute dorthin, wo er verschwunden war.
Da gab es nur die Finsternis.
Wütend trat ich den Rückzug an. Wieder einmal hatte uns der Blutsauger geleimt.
Die Bilanz war erschreckend. Nicht nur Dragan war durch die Umstände außer Gefecht gesetzt worden, auch Marek, der Pfähler.
So blieb ich praktisch als einziger übrig.
Ich hatte große Angst um den Freund, als ich an seiner Seite niederkniete und in das blasse Gesicht schaute. An der linken Seite

hatte ihn der heimtückisch geworfene Stein getroffen. Dort war eine Wunde entstanden, aus der Blut quoll.

Ich hob seinen Kopf vorsichtig an, berührte zufällig die Wunde und bekam mit, daß Marek zusammenzuckte. Der Schmerz mußte durch seinen Schädel tosen. Aber der Freund war nicht tot.

»Okay, alter Junge«, flüsterte ich, als ich ihn auf die Arme nahm wie ein kleines Kind, »das bekommen wir schon wieder hin…«

Marek war schwer, das stellte ich fest, als ich ihn trug.

Als ich die Tür erreicht hatte, drehte ich mich und stieß sie mit dem Ellbogen weiter auf. Mit Marek auf den Armen betrat ich den Wagen. Dragan stand am Waschbecken und wusch sich das Gesicht.

Den verletzten Fuß hielt er hoch.

Das Mädchen lag auf dem Bett. Den Kopf hatte Bianca in den Händen vergraben und weinte. Für sie mußte es ungemein schlimm gewesen sein, so etwas zu erleben.

Ich legte Marek vorsichtig nieder. Dabei wurde ich von Bianca beobachtet. Sie sah das Blut am Kopf des Pfählers und fragte mit erstickt klingender Stimme: »Ist er tot?«

Ich drehte mich zu ihr um. »Nein, zum Glück nicht.« Resignierend hob ich die Schultern. »Dennoch fällt er aus.«

»Wie ich, verdammt!« meldete sich Dragan und humpelte zu einem Stuhl. Mit einem Tuch wischte er sein Gesicht trocken. Noch immer rann Blut aus seiner offenen Lippe. »Verdammt, der kam über uns wie ein Sturmwind und hat mich voll erwischt.«

Ich stellte eine dumme Frage, doch mir fiel im Moment nichts anderes ein. »Wie fühlst du dich?«

»Beschissen.«

»Kannst du weitermachen?«

Er lachte. »Ich muß ja, und ich werde weitermachen. Darauf kannst du dich verlassen.«

Ich war froh, daß er so dachte und kümmerte mich um Marek. Er befand sich in einem Schwebezustand zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit. Auf dem Rücken lag er, die Augen hielt er halb geschlossen, bei jedem Atemzug stöhnte er.

Ich wollte warmes Wasser holen und Pflaster. Die Arbeit nahm mir Bianca Schwarz ab. »Mir ist ja im Prinzip nichts passiert«, sagte sie mit zitternder Stimme.

Ich lächelte dem tapferen Mädchen zu. Bianca kannte sich mittlerweile aus und kam mit den Dingen zurück, die ich brauchte. Sehr vorsichtig behandelte ich die Wunde meines älteren Freundes. Frantisek zuckte zusammen, als ich das Blut abwusch und auch an die Wundränder geriet. Danach stöhnte er und öffnete die Augen.

Unsere Blicke trafen sich.

Er sah die blutgetränkte Watte in meiner Hand und verzog die

Lippen. »Es tut mir leid, John, ich habe versagt. Verdammt, der Hundesohn erwischte mich im falschen Moment.«

»Nein, Frantisek, du hast nicht versagt. Das hätte auch mir passieren können. Bogdanowich ist raffinierter, als wir alle angenommen haben. Der weiß genau, was er will.«

»Ja, leider…«

Ich verarztete ihn weiter. Mit einem Messer hatte ich die längsten Haare um die Wunde herum gekappt, so daß ich den nötigen Platz fand, um ein Pflaster zu kleben.

»So«, sagte ich zum Schluß. »Das wird es wohl gewesen sein. Ich hoffe, du hältst durch.«

»Klar doch. So leicht geben wir Mareks nicht auf. Irgendwie packen wir es immer.« Er faßte nach meiner Hand und grinste scharf.

Ich gab das Grinsen zurück, wobei ich gleichzeitig ein Nicken hinzusetzte. Es sollte ihm Hoffnung machen.

Noch einmal ging ich nach draußen und ließ die anderen drei zurück. Mein Blick fiel in den nachtdunklen Himmel. Ich konnte mir gut vorstellen, daß der Vampir noch in der Nähe lauerte. Und nicht nur er, auch seine Helfer durfte ich nicht unterschätzen.

Ich sah ihn nicht.

Wenn er sich in der Luft befand, dann sehr weit oben, wo er von der Finsternis gedeckt wurde.

Wieder stieg ich in das Wohnmobil, ging durch bis zum Fahrerhaus und setzte mich hinter das Lenkrad.

Im Raum hinter mir lagen drei, die mir im Kampf gegen die Blutsauger kaum helfen würden. So hatte ich mir die Fahrt nach Petrila wirklich nicht vorgestellt.

Ich startete.

Die Straße blieb eng und kurvig. Manchmal sah ich graubläulich schimmernde Nebelschwaden aus den Gräben und über die Fahrbahn kriechen.

Sie hatten mir noch gefehlt. Zum erstenmal ärgerte ich mich darüber, daß Suko nicht mit von der Partie war. Ich stand allein, auf meine beiden Helfer konnte ich mich kaum verlassen.

Es hätte auch keinen Sinn gehabt, Suko Bescheid zu geben. Bis er in Petrila erschien, war sicherlich alles vorbei.

Und so fuhr ich weiter, gequält von düsteren Gedanken…

***

Man hatte sie gebissen, ihnen das Blut ausgesaugt, und sie waren zu Vampiren geworden. Ein neues Dasein, ein neues Leben, das sie plötzlich genossen.

Sie bewegten sich in der dunklen Nacht. Hatten sie früher die Finsternis nicht gerade als das Wahre betrachtet, so dachten sie jetzt

anders darüber. Die Dunkelheit gab ihnen den nötigen Schutz, den sie brauchten, gleichzeitig auch eine gewisse Kraft, um überhaupt existieren zu können. In der Nacht konnten sie überleben, auch wenn sie noch kein Blut bekommen hatten. Nach der Verhandlung hatten sich Mario Forca und Riley Brabano erhoben. Sie standen sich ein wenig schwankend gegenüber, schauten sich an, öffneten ihre Mäuler und zeigten sich gegenseitig die langen, spitzen Vampirhauer. Jeder wußte über den anderen Bescheid. Ein Kichern drang über ihre Lippen. Daß sie beide so reagierten, bewies, wie gut sie sich im Endeffekt auch verstanden.

Nur wußten sie nicht, wie es weiterging. Das würde ihnen ihr Herr und Meister sagen, der sich bisher noch nicht gezeigt hatte.

Also blieben sie vorläufig allein am Rand des Abhangs, über den das Mädchen mit dem Wagen getürmt war.

Sie schauten öfter in die Luft als gewöhnlich. Jeder von ihnen wußte genau, daß sich ihr Herr und Meister aus der Luft nähern würde, um sie in seine Pläne einzuweihen.

Sie würden ihm folgen und hündisch ergeben sein, so schrieben es die alten Blutgesetze der Vampire vor.

Riley Brabano, der sonst nicht viel sagte, fand als erster die Sprache zurück. »Fühlst du es?« fragte er seinen Artgenossen.

»Ja, da ist der Drang. Ich will Blut…«

Brabano nickte. »Ich auch.« Er drehte seinen Kopf und suchte den dunklen Himmel nach dem Mond ab. Noch war er nicht zu sehen.

Hinter dicken Wolken hielt er sich versteckt, vielleicht ein blasser Kreis, das war alles. Von seiner direkten Kraft konnten beide nicht profitieren.

Brabano drehte seine Kreise. Der Wind fuhr in das ungepflegte Haar, und ein blitzender Reflex erschien, als er seine beiden Messer zog, sich umdrehte, Mario für einen Moment anstarrte und gedankenschnell zustach.

Forca wich nicht aus.

Beide Klingen stachen in seinen Körper, drangen sogar ziemlich tief ein, und mit einem Ruck zog der andere sie aus dem Fleisch.

Wundlöcher blieben zurück, das war alles. Sie füllten sich nicht mit Blut.

Brabano lachte. »Du bist wirklich ein Vampir«, erklärte er. »Genau wie ich. Wir haben kein Blut mehr und leben dennoch. Also sind wir Vampire. Echte Vampire.« Er schüttelte den Kopf und wollte sich über die Tatsache kaum einkriegen.

Der andere nickte nur. Mario Forca reagierte auch als Blutsauger so wie in seinem früheren Leben. Er dachte praktischer, trat an den Rand des Hangs und schaute nach unten.

»Wo sind das Mädchen und der Wagen?«

»Ihr werdet sie wohl kaum finden!« erklang eine Stimme hinter ihnen.
Sie drehten sich um.
Boris Bogdanowich war gekommen. Aus der Luft gefallen wie ein schwerer Stein und mit beiden Beinen zuerst auf der Erde gelandet.
So stand er vor ihnen und starrte sie an.
»Meister«, flüsterte Brabano, »du bist da?«
»Ja, ich bin da.«
Mario fragte: »Was ist geschehen? Warum hast du uns allein gelassen.«
»Ich mußte noch etwas erledigen.« Er kam kaltlächelnd näher.
»Das Mädchen wolltet ihr, nicht?«
Die beiden gaben es zu.
Boris schüttelte den Kopf. »Ihr werdet es nicht bekommen, denn es gehört mir.«
Wenn die ehemaligen Mafiosi enttäuscht waren, so zeigten sie es nicht. Sie hoben nur die Schultern, mehr war nicht drin.
»Ich hätte sie fast gehabt, und auch die anderen, aber Sinclair kam dazwischen. Dennoch konnte ich ihnen eine Niederlage beibringen. Sie sind geschwächt, sogar sehr geschwächt, und wir werden unseren Plan durchführen können, das verspreche ich euch. Nicht mehr lange, dann sind wir die Sieger.«
»Wo müssen wir hin?« fragte Brabano.
»Nicht so eilig. In dieser Nacht geschieht nichts. Wir haben Zeit. Petrila und Lady X laufen uns nicht weg. Ich habe lange genug warten müssen, da kommt es auf einige Stunden nicht an. Aber wir müssen dennoch vorsichtig sein. Am Tage lassen wir uns in Petrila nicht sehen. Was es dort zu erledigen gibt, schafft unser gemeinsamer Helfer, der krumme Wintek. Wir schlagen erst bei Anbruch der Dunkelheit zu.« Er drehte sich scharf um. »Und jetzt kommt.«
Die ehemaligen Mafiosi folgten ihm wie Hunde ihrem Herrn. Sie vertrauten völlig auf ihn. Er hatte ihnen bewiesen, wie mächtig er war. Und auch diesen Sinclair würden sie erledigen.
Danach stand einer Befreiung der Lady X nichts mehr im Weg…

***

Ich fuhr in Petrila ein, als sich hoch über den Bergen bereits im Osten der Himmel heller färbte und das Grau der Morgendämmerung die Schatten der Nacht vertrieb.
War ich vor fast zwei Stunden noch müde gewesen, hatte sich dies ins Gegenteil gewandelt.
Ich war hellwach. Die zurückliegenden Ereignisse hatten mich regelrecht aufgeputscht wie eine Droge. Ich hockte konzentriert hinter dem Volant und fuhr hinein in das Grau der Dämmerung. Zwischen

meinen Lippen verqualmte eine Zigarette. Der Rauch floß träge durch die spaltbreit geöffnete Seitenscheibe ab.

Nach einer letzten, großen, weitgeschwungenen Kurve lag Petrila vor mir. Der kleine Ort, der schon fast zu einer Art zweiter Heimat für mich geworden war. Ich kannte hier jedes Haus, auch die Menschen waren mir nicht unbekannt. Sie grüßten, wenn sie mich sahen, und ich wußte auch, wo mein alter Freund Marek wohnte.

Er lebte, von hier aus gesehen, am anderen Ende von Petrila.

Haus und Schmiede standen zusammen. Beide duckten sich gegen die hinter den Häusern hochsteigenden, dicht bewaldeten Berghänge der Karpaten, die auch bei Sonnenlicht immer etwas unheimlich wirkten. Da standen die Bäume noch so nah beieinander, daß kaum Licht auf den Boden fiel.

Zudem war es in der Umgebung immer feucht. Auch tagsüber krochen Nebelbänke über den Boden. Besonders in den Morgenstunden, wie ich es wieder erlebte.

Mit dem Wohnmobil rollte ich in Petrila ein. Es herrschte ein seltsames Licht. Zwischen grau und dunkel. In der Höhe heller als am Boden. Irgendwo krähte ein Hahn und begrüßte den neuen Tag.

Auch ich war gespannt, was er bringen würde.

Ein zweispänniges Pferdefuhrwerk kam mir entgegen. Der lange Leiterwagen war mit Milchkannen beladen, und der Mann auf dem Bock schaute überrascht, als er das Wohnmobil sah. So etwas hatte er in Petrila zumindest wohl noch nie gesehen.

Der Wagen ratterte vorbei. Die Kannen schepperten bei jeder Unebenheit des Bodens gegeneinander.

Im Schrittempo ließ ich das Gefährt rollen. Dabei schaute ich mich auch um. Rechts und links der Straße sah ich die kleinen Häuser. Sie waren nie sehr hoch gebaut. Eine erste Etage war das höchste aller Gefühle. Buckelhaft erschienen sie mir. Graue Fassaden, die nur ab und zu einen Anstrich zeigten.

Die Bewohner von Petrila gehörten nicht zu den Reichen im Lande. Sie schlugen sich von einem Tag zum anderen durch, und sie besaßen die Last eines schweren Erbes.

Mein Blick fiel auf die Kirche. Ich konnte den Turm einfach nicht übersehen und auch nicht das Kreuz auf seiner Spitze. Trotz der sichthindernden Dämmerung sah ich das Kreuz schief auf der Spitze sitzen. Nach rechts war es weggeknickt.

Ich bremste ab. Bei meinem letzten Besuch in Petrila hatte sich das Kreuz noch stolz in den Himmel gereckt. Auch wunderte ich mich darüber, daß mir Marek nichts von der Veränderung berichtet hatte, denn für mich galt dies als ein böses Zeichen. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß Wind oder Sturm zu dieser Veränderung beigetragen hatten. Da mußte schon eine menschliche Hand

nachgeholfen haben.

Wieder startete ich und hörte jemand in die Fahrerkabine kommen. Es war Dragan Domescu. Er warf sich auf den Beifahrersitz.

Blaß sah der Junge aus.

»Das hätten wir zum Glück geschafft«, murmelte er und drückte seinen Rücken zurück. »Verdammt, ich hatte fast nicht mehr daran geglaubt, John.«

»Ich auch nicht.«

»Du willst zur Schmiede?«

»Richtig.«

»Läßt du den Wagen dort stehen?«

»Das hatte ich vor.«

»Hm.« Dragan produzierte ein nachdenkliches Gesicht. Ich ahnte, daß er irgend etwas auf dem Herzen hatte und fragte ihn danach.

»Ich hätte da eine Bitte, John. Wäre es möglich, daß du mir den Wagen ausleihst?«

»Das ist doch deiner. Aber was hast du vor?«

»Ich wohne doch im Haus meines verstorbenen Onkels. Ich möchte mich umziehen und mich auch um Bianca kümmern. Sie braucht andere Kleidung. Einiges habe ich noch da.«

»Was sagt sie dazu?«

»Bianca ist damit einverstanden.« Ich war es ebenfalls. So wie Dragan reagierte, war es menschlich verständlich. Mit seinem Fuß konnte er zudem noch besser autofahren als laufen.

Petrila ist nicht groß. Über den Marktplatz rollten wir, wo sich auch das Parteibüro befand. Dann war es nicht mehr weit bis zu meinem ersten Ziel, der Schmiede.

Dort stoppte ich. »Du kannst direkt im Wagen bleiben«, sagte ich zu Dragan gewandt, ging nach hinten und wandte mich Marek zu.

Flach lag er auf dem Rücken. Als er mich sah, lächelte er.

»Wir sind da«, sagte ich. »Das ist gut, John, das ist verdammt gut.«

»Geben Sie uns denn den Wagen?« fragte Bianca. »Sie können ihn haben.«

»Danke.« Ich wandte mich wieder an den Pfähler. »Gib mir erst mal deinen Schlüssel, Frantisek. Dann hebe ich dich hoch und trage dich in das Haus. Klar?«

»Ja.«

Die hintere Tür öffnete ich, so daß ich, mit Marek auf den Armen, das Wohnmobil verlassen konnte. Plötzlich wollte er nicht mehr getragen werden.

»Wenn das einer sieht, der denkt, ich wäre vollends heruntergekommen. Ich will selbst gehen.«

Marek besaß einen Dickkopf. Irgendwie verstand ich den Freund auch. Ich stellte ihn auf die eigenen Füße und mußte schnell

nachfassen, da er fast gestürzt wäre. Gemeinsam gingen wir auf das Haus zu. Hinter uns startete Dragan den Wagen und fuhr davon.

Ich schaute ihm nach. Er nahm auch die Kurve vom Vorplatz auf die Straße glatt und sicher. Die kurze Strecke bis zum Haus des Bürgermeisters würde er schon durchhalten, da war ich mir sicher.

Ich ging davon aus, daß wir tagsüber von den Vampiren nicht allzu viel zu befürchten hatten. Bogdanowich war ein Geschöpf der Dunkelheit. Am Tage versteckte er sich und kam erst wieder zum Vorschein, wenn die langen Schatten der Nacht das Land einhüllten.

Gern hätte ich gewußt, wo er sich verbarg, das war nach wie vor sein Geheimnis.

Nachdem ich aufgeschlossen hatte, trat ich mit der Fußspitze die Tür nach innen. Sie schabte über den Boden und zerdrückte dabei winzige Steine. Sobald der Spalt breit genug für uns war, drückten wir uns hindurch und blieben in der dunkelgrauen wattigen Dämmerung stehen. Ich sah die Umrisse der alten Holztreppe und wurde daran erinnert, daß ich auf dieser Treppe Frantiseks Frau Marie erschossen hatte, weil sie ein Blutsauger gewesen war. Auch jetzt noch setzte sich ein Kloß in meiner Kehle fest, als mich die Erinnerung überkam.

»Rechts ist noch immer der Wohnraum«, sagte Marek stöhnend.

Ich mußte den Freund über die Schwelle schieben. Dabei konnte er sich kaum auf den Beinen halten und war froh, als ich ihn auf das alte Sofa gelegt hatte.

Dort blieb er.

Sein Atem ging schwer und stoßweise. Ich betrachtete ihn mit Sorge. »War doch etwas viel für dich.«

»Quatsch mit Soße. Ich fange mich schon wieder, darauf kannst du dich verlassen.«

Ich lächelte ihm aufmunternd zu und öffnete die Tür des breiten Holzschranks, dessen Oberfläche dunkel lackiert war. Ich wußte, daß Marek hier Salben und Pflästerchen aufbewahrte. Sie lagen neben den Knoblauchringen.

»Aber einen Arzt brauche ich nicht, wenn du das denkst, John«, meldete er sich. »Wirklich nicht.«

Mit der Salbentube in der Hand drehte ich mich um. »Wo hätte ich auch einen hernehmen sollen?«

»Ja, das stimmt.« Er grinste mich an. »Es gibt keinen in Petrila.«

Aber elektrisches Licht gab es. An der Decke hing eine Schalenlampe mit drei Birnen, die ihr Licht in verschiedenen Richtungen abstrahlten. Ich setzte mich neben Marek auf das Sofa, löste das Pflaster mit einem Ruck von der Wunde und preßte Salbe aus der Tube. Die graugrüne Paste verteilte ich mit einem Finger auf die Wunde.

»Kühlt prima«, stöhnte Marek.

»Woher hast du das Zeug?«

»Selbst hergestellt. Von einem alten Freund hatte ich das Rezept. Leider ist er verstorben, als wir den Vampir-Baron jagten.«

Ich erinnerte mich an Mareks Freund, den ich nur als Leiche kennengelernt hatte. Nur der Name fiel mir im Moment nicht mehr ein. Ich wollte Marek auch nicht danach fragen, er hatte andere Sorgen.

Frantisek war zufrieden. Ich sah es seinem Gesicht an. Die Lippen verzog er zu einem Lächeln. »Was ich jetzt brauche, John, ist Schlaf, viel Schlaf. Am besten bis zum Einbruch der Dunkelheit.«

»Und dann?«

Er lachte vor seiner Antwort krächzend. »Dann werde ich wohl wieder fit genug sein, um mich gegen einige Typen zur Wehr setzen zu können. Verlaß dich drauf.«

Ich hob die Schultern.

»Nicht überzeugt, John?«

»Wir werden sehen«, erwiderte ich ausweichend und wollte aufstehen. Frantisek faßte nach meiner Hand. Ich spürte, daß seine Finger zitterten.

»John, alter Kämpe«, flüsterte er. »Ich bin froh dabei, dich hier zu wissen. Ohne dich würde es mies aussehen. Du kannst dich wenigstens den Blutsaugern stellen.«

»Ich hoffe es. Und ich hoffe ferner, daß ich deine guten Absichten nicht enttäusche.«

»Das wirst du schon nicht.«

Ich enthielt mich einer Antwort. So optimistisch wie Marek war ich nun wieder nicht.

In der Nähe stand ein Sessel. Bevor ich mich hineinfallen ließ, hörte ich Marek noch etwas sagen. Verstehen konnte ich die Worte nicht. Allmählich fielen Marek die Augen zu.

Auch ich blieb nicht lange wach. Die Strapazen der Nacht machten sich bemerkbar. Bevor ich mich versah, verschwamm das Zimmer schon vor meinen Augen, und ich versank in einen bleiernen Schlaf…

***

Ebenso müde wie ich war auch Dragan Domescu. Nur gab es zwischen uns einen prägnanten Unterschied. Dragan wurde durch den Schmerz in seinem Fuß wachgehalten, der sich stets verstärkte, wenn er das Gaspedal berührte und mehr Fahrt gab.

Er hatte Mühe, einen Laut des Schmerzes zu unterdrücken. Bianca sollte nicht merken, wie schlecht es ihm ging, dann verlor sie noch mehr an Hoffnung.

Der Wagen rollte in das unter grauer Morgendämmerung liegende Dorf. Es war kalt geworden. Auf den Hausdächern hatte sich Feuchtigkeit als Tau niedergeschlagen. Manche schimmerten richtig

weiß, andere wiederum nur naß.

Langschläfer gab es wenige in Petrila. Die Menschen, die schon auf den Beinen waren, schauten dem Wagen nach, wenn er an ihnen vorbeifuhr. Und sie konnten auch einen Blick in das Führerhaus werfen, wo Dragan saß und ihnen zunickte.

In die Augen der Dorfbewohner trat ein erstaunter Ausdruck, wenn sie ihn erkannten.

Das Haus, in dem Dragans Onkel gewohnt hatte, war relativ groß.

Man konnte auch um das Gebäude herum auf den Hof fahren. Das tat Dragan und stellte den Wagen dort ab.

Nachdem der Motor verstummt war, blieb Dragan für einen Moment steif sitzen. Er spürte das harte Tuckern in seinem Bein und mußte sich zunächst einmal erholen.

Auf seinem Gesicht lag der kalte Schweiß. Die Anstrengung hatte ihre Spuren hinterlassen. Er atmete laut durch den offenen Mund.

Manchmal sprühte Speichel daraus hervor und fiel wieder zurück auf seine Oberlippe.

Anscheinend dauerte es der im Wagen liegenden Bianca zu lange, denn sie rief nach ihm.

»Dragan, was ist los?«

»Ich komme gleich.«

»Sind wir denn am Ziel?«

»Ja.« Nach dieser Antwort schüttelte er den Kopf, drückte sich nach rechts und stand auf. Er stützte sich dabei am Lenkrad ab und verlagerte sein Gewicht, als er stand, auch nur mehr auf den linken Fuß. Für einen Moment blieb er so, dann verließ er humpelnd die Kabine.

Bianca Schwarz hatte sich erhoben. Man sah ihr an, daß sie fror.

Die Hände hatte sie vor dem Busen verschränkt und blickte den Rumänen fragend an.

»Wir können ins Haus gehen«, schlug Dragan vor. »Es steht leer.«

»Nein.«

Die Antwort überraschte ihn so, daß er sich auf einen Stuhl fallen ließ und sein rechtes Bein ausstreckte. »Willst du wirklich nicht?«

Sie schüttelte den Kopf und schaute sich um. Nach dem Kampf hatte sie einigermaßen aufgeräumt und auch das Blut von Dragans Verletzung abgewischt. »Ich fühle mich hier wohler.«

»Wieso?«

»Wenn uns jemand angreifen sollte, können wir schneller wegfahren. Außerdem traue ich mir auch zu, so einen Wagen zu lenken. Es ist wirklich besser, wenn wir nicht ausziehen.«

Obwohl Dragan das Argument nicht überzeugte, fand er es akzeptabel. »Wie du willst, ich hole nur eben andere Sachen und auch etwas für dich. Es wird zwar Männerkleidung sein, aber trotzdem.«

»Ich gehe mit.«
»Nein, draußen ist es kalt.«
»Dann gib mir deine Jacke.«
»Entschuldige.«
Nachdem das Mädchen die Jacke umgehängt hatte, verließen die beiden den Wagen. Bianca merkte, wie schwer sich Dragan mit dem Laufen tat und stützte ihn. Der junge Mann lächelte. Es war ihm zwar ein wenig peinlich, dennoch tat es ihm gut, Bianca so dicht in seiner Nähe zu spüren. Sie schritten über den Hof, der grau und alt wirkte. Brandmauern standen krumm und schief wie Mahnmale.
Reste eines Feuers, das während des Krieges einmal getobt und zum Glück nur wenige Häuser des Ortes vernichtet hatte.
Dragan Domescu mußte die Hintertür aufschließen, bevor sie in einen tunnelähnlichen Flurgang tauchen konnten.
Im Haus war es wirklich kalt, klamm und feucht. Es hätte unbedingt einmal geheizt werden müssen. Das von der Decke flackernde Licht enthüllte das trübe Innere eines trostlosen Gebäudes, wo an jeder Ecke zu spüren war, daß die Hand einer Frau fehlte.
Unten hatte der Bürgermeister seine Büros gehabt. Es war noch kein neuer gewählt worden.
Das fiel auch Bianca auf und sie erkundigte sich, ob Dragan nicht den Posten übernehmen wollte.
»Nein, das auf keinen Fall. Ich bin kein Mensch, der verwaltet und hinter dem Schreibtisch hängt. Ich brauche Action. Außerdem habe ich einen Schwur getan.«
»Du willst Vampire jagen!«
»So ist es.«
Bianca lächelte. »Und was geschieht, wenn die Sippe der Bogdanowichs vernichtet ist?«
Dragan blieb stehen und lehnte sich gegen die kalte Flurwand. Er schaute in Biancas Gesicht, das er dicht vor dem seinen sah. »Willst du das ehrlich wissen?«
»Ja.«
»Dann mache ich weiter. Ich muß es einfach, denn ich spüre den inneren Drang. Außerdem ist Marek alt geworden. Er kann nicht mehr allein gegen die Brut angehen.«
Bianca Schwarz lachte auf. »Du bist ein Phantast, Dragan. Wovon willst du leben?«
»Ich bekomme schon einen Job, davor habe ich keine Angst. Ich kann mich dann nach Feierabend um die Blutsauger kümmern. Zudem habe ich auch Urlaub.«
Das rothaarige Mädchen schüttelte den Kopf. »Wenn es nicht bitterernst wäre, würde ich lachen.«
»Komm weiter, du holst dir sonst noch eine Lungenentzündung weg.

Wir müssen die Treppe hoch.«

Die Holzstufen ächzten unter dem Gewicht der beiden Menschen.

Dragan zog sich zudem noch am Geländer in die Höhe, weil er einfach zu schwach auf den Beinen war.

Bianca Schwarz betrachtete den jungen Mann besorgt von der Seite. Sie mochte ihn und seine Art. Wahrscheinlich war sie ihm auch nicht gleichgültig, doch beide hatten sich noch nichts anmerken lassen.

Als hätte Dragan ihre Gedanken erraten, so warf er ihr einen Blick zu. Bianca konnte nicht vermeiden, daß sie rot wurde. Zum Glück fiel es nicht auf.

Im Schlafzimmer, es war klein und roch ebenfalls muffig, ließ sich Dragan auf das breite Bett fallen und deutete auf den Kleiderschrank. »Wenn du mal nachschauen möchtest…«

»Natürlich.« Sie öffnete und wühlte in der Kleidung. Damensachen waren nicht vorhanden. Sie schob die Mäntel, Hosen und Jacketts zur Seite, holte einige von der Stange und hielt sie prüfend vor ihren Körper. »Ist alles zu lang«, erklärte sie, als sie an der Hose herabschaute.

Dragan winkte ab. »Macht nichts, wir krempeln die Beine eben um. Das klappt schon.«

»Wie du willst.« Bianca zog fröstelnd die Schultern hoch. »Hier möchte ich mich nicht umziehen. Im Wohnwagen ist es wärmer.«

Dafür hatte Dragan Verständnis. Wieder stützte ihn das Mädchen ab, als sie den Raum verließen. Er hatte größere Mühe, die Stufen hinabzugehen. Sein Gang glich schon einem Hüpfen. Unten angekommen, blieb er im Flur stehen und atmete stöhnend durch.

»Verflixt, das war hart.«

»Willst du eine Pause einlegen?« erkundigte sich das Mädchen besorgt.

»Nein, nein, weiter.«

Draußen hatte die Helligkeit zugenommen. Dennoch sickerte nur mehr trübes Tageslicht in den Hof. Die Wolken der Nacht hatten sich nicht verzogen. Als großer grauer Schleier bedeckten sie den Himmel.

Die Sonne war nicht zu sehen. Atem wölkte vor ihren Lippen und vermischte sich mit dem lautlos über Wiesen und Felder heranktriechenden Frühnebel.

Sie gingen auf das Wohnmobil zu und sahen nicht, daß hinter einer Brandmauer eine Gestalt hockte und um die Ecke schielte. Kalt war der Blick, der Mund verzogen. Er wußte genau, was er vorhatte, denn ein gewisser Boris hatte ihm genaue Verhaltensregeln gegeben.

Das Grinsen in Winteks Gesicht wurde noch breiter, als er den jungen Mann humpeln sah. Bei jedem Schritt verzog er das Gesicht.

Starke Schmerzen mußten ihn quälen.

So etwas konnte dem Krummen nur recht sein.

Die Tür brauchten sie nicht aufzuziehen. Mehr stolpernd als gehend erreichte Domescu den Wagen und wurde förmlich über die Stufe gehievt. »Gleich kannst du dich hinlegen«, sagte das Mädchen.

»Das brauche ich auch.« Noch ein paar Schritte, dann ließ sich der andere schwer auf die Liege fallen und blieb in der Rückenlage.

»Danke, daß du mir geholfen hast.«

Bianca winkte ab. »War doch selbstverständlich.« Sie schaute sich suchend um. »Ich werde mich in der Dusche umziehen.«

»Tu das.«

Sie hatte schon den rechten Fuß vorgesetzt, als beide das Geräusch vernahmen.

Es war ein hartes forderndes Klopfen an der hinteren Tür. Jemand begehrte Einlaß.

Beide zuckten zusammen. Bianca schaute Dragan fragend an.

»Wer kann das sein?«

»Keine Ahnung.«

»Doch nicht John Sinclair oder Marek.«

»Glaube ich nicht. Die hätten sich nicht so gemeldet, das kann ich dir sagen.«

Domescu wollte es genau wissen. Deshalb rief er laut und deutlich: »Wer ist da?«

»Ich, der Krumme.«

Dragan war überrascht und sah den noch überraschteren Blick des Mädchens. »Der Krumme?« hauchte sie. »Wer ist das?«

»Kann ich dir sagen«, flüsterte Dragan. »Ein widerlicher Kerl. Der letzte Abschaum.«

»Und was will er von uns?«

»Weiß ich nicht.« Dragan setzte sich aufrecht. Sein Bein hielt er dabei lang ausgestreckt. »Bisher hatte ich nie mit ihm zu tun gehabt. Ist schon seltsam.«

»Kann ich reinkommen?« rief Wintek.

»Vielleicht ist es wirklich wichtig«, flüsterte Bianca. »Man kann ja nie wissen. Ein Vampir ist er doch nicht – oder?«

»Nein, der ist selbst für einen Blutsauger zu schmutzig. Mal sehen, was er will.«

»Komm rein, Wintek.«

Der Krumme war ein Schleicher. So benahm er sich auch, als er die Tür öffnete. Vorsichtig, als hätte er etwas Verbotenes im Sinn. Er drückte sich über die Schwelle, blieb dicht vor der Tür stehen und ließ seine Blicke durch den Raum wieseln.

Bianca war unwillkürlich einen Schritt zurückgegangen, als sie den Mann aus der Nähe sah. Nie hatte sie einen Menschen gesehen, dessen Kleidung so schmutzig war. Er hatte einen gebeugten Rücken, aus dem ein Buckel hervorstach. Dieser Umstand gab seiner Haltung stets einen

etwas devoten Ausdruck.

»Entschuldigung«, sagte er, denn er hatte die Bewegung des Mädchens genau verstanden.

»Was willst du?« fragte Dragan.

»Ich… ich möchte dich warnen.«

»Und wovor?«

Das graue Gesicht des Krummen verzog sich. Er öffnete den Mund und verströmte eine Schnapsfahne. »Vor dem Grauen, das durch die Nacht schleicht. Ich habe es gesehen.«

»Wen hast du gesehen?«

»Einen Blutsauger!« hauchte er, breitete seine Hände aus und malte Kreise in die Luft. »Einen gefährlichen Blutsauger. Er ist mir begegnet.«

Dragans Augen wurden schmal. »Und du lebst noch?«

Der Krumme kam einen Schritt vor. »Ja, ich lebe noch. Er hat mich nicht gesehen, ich konnte mich verstecken.«

»Aber du hast ihn entdeckt.«

Wieder ging er einen Schritt. »Das kann man wohl sagen. Ich sah ihn, wie er…«

»Los, rede!«

Mit dem schmutzigen Daumen deutete der unwillkommene Besucher auf Bianca. »Kann sie das hören?«

»Ja, sie darf es.«

»Keine schwachen Nerven, Mädchen?«

Bianca fühlte den Blick des Krummen auf sich gerichtet. Sie schauderte unter diesem Ausdruck und schüttelte sich. Plötzlich hatte sie Angst vor dieser Person und befürchtete, daß Wintek etwas Schlimmes mit ihnen vorhatte.

»Hier spielt die Musik, Krummer«, erklärte Dragan.

»Ja, ja, ich weiß.«

»Wie war das also mit dem Vampir?«

»Ich habe es euch schon gesagt. Ich sah ihn, er sah mich nicht, und ich konnte verschwinden.«

»Wo ging er hin?«

»In die Richtung.« Wintek streckte einen Arm aus. Mit dem anderen angelte er sich einen Aschenbecher.

Gedankenschnell schlug er zu.

Dragan Domescu sah noch einen Schatten von oben nach unten rasen. Er saß auf dem Bett, hatte sein verletztes Bein ausgestreckt und begriff erst in dem Augenblick, als ihn der Aschenbecher am Kopf traf, daß alles eine Falle gewesen war.

Da ging auch schon die Welt für ihn unter. Ein Universum schien vor seinen Augen aufzublitzen. Sterne und Sonnen zerplatzten, bevor die Dunkelheit kam.

Wintek lachte dreckig. Als er den Arm zurückzog und auf den Aschenbecher schaute, klebten Haare und Blut an der Kante, mit der er zugeschlagen hatte.

Und der Krumme wurde schnell.

Bevor sich das Mädchen von seiner Überraschung erholt hatte, tauchte er wie ein Riese vor ihr auf. Auch seine ausgestreckte Hand wurde riesengroß, und gnadenlos packte er zu.

Die Finger umklammerten die Kehle des Mädchens. Ein Röcheln konnte Bianca noch ausstoßen, mehr nicht. Sie fühlte, wie die Kraft des Krummen sie zurückdrückte und sie mit dem Rücken genau auf den Tisch fiel, wo sie liegenblieb.

Wintek beugte sich über sie.

Er sah nicht nur schlimm aus, sondern einfach furchtbar. In seinem Gesicht las sie einen Ausdruck, der sich aus zwei Komponenten zusammensetzte.

Gier und Mord!

Der bringt dich um! schoß es ihr durch den Kopf. Es waren die letzten klaren Gedanken, die sie überhaupt fassen konnte, denn ihr Bewußtsein rutschte in den dunklen Tunnel der Bewußtlosigkeit.

Winteks Hand war wie eine Klammer. Als das Mädchen vor ihm so seltsam reagierte, bekam er einen Schreck. Plötzlich hatte er Angst, sie umgebracht zu haben. Als hätte er etwas Heißes angefaßt, so hastig löste er seine Hand von ihrer Kehle.

Er beugte sich vor und legte sein Ohr dicht über die Lippen der Rothaarigen.

Nein, sie war nicht tot. Sie lebte, und sie atmete schwach. Er hatte also genau das Richtige getan. Sein großer Mentor Boris Bogdanowich konnte mit ihm zufrieden sein.

Um den jungen Mann kümmerte er sich nicht. Der Schlag hatte eigentlich reichen müssen.

Jetzt war die Kleine wichtiger. Der Krumme atmete scharf und gierig, als er sie anhob.

Wilde Gedanken schossen durch seinen Kopf. Wie lange war es her, daß er einen Frauenkörper so gehalten hatte? Er konnte sich kaum noch daran erinnern.

Aber dieses Gefühl, das Fleisch und die Haut unter dem dünnen Stoff zu spüren, weckte in ihm die schon brachliegenden Triebe.

Gut, daß er so früh eingegriffen hatte. Er würde sie in sein Haus bringen und dort erst einmal verstecken.

Dann gehörte sie ihm.

Ihm ganz allein…

Es sah so leicht aus, wie der Krumme den Körper anhob und ihn über seine Schulter wuchtete. So blieb das Mädchen auch, liegen, als er mit ihm das Wohnmobil verließ.

Vorsichtig schaute er sich um.
Nein, niemand achtete auf ihn. Er sah sowieso keinen Menschen.
Nur von der Straße hörte er Stimmen.
Wie einst der Glöckner von Notre Dame, so zog auch er von dannen. Bianca blieb auf seiner Schulter liegen, nur von einer Hand gestützt. Wintek kannte sich aus. Die schmalen Gassen und engen Straßen waren seine Heimat. Oft genug hatte er sich nachts dort herumgetrieben, und so würde es auch diesmal wieder sein.
Wie lange hatte er keine Frau gehabt? Jahre bestimmt. Beim letztenmal war es eine Marketenderin gewesen, schon ein älteres Kaliber, die unbedingt einen Mann haben wollte und es deshalb mit ihm getrieben hatte.
Sie war nichts im Vergleich zu dieser Rothaarigen.
Ungesehen erreichte er sein Haus. Mit der Schulter wuchtete er die Tür auf, betrat das schmutzige Gebäude und stieß einen Schrei aus, als er die drei Gestalten sah, die am Eingang zum Keller standen.
Die Lippen hatten sie gefletscht, und Wintek sah die sechs schillernden Vampirhauer.
Boris Bogdanowich hatte Verstärkung mitgebracht!
Irgendwann erwachte ich aus dem bleiernen Schlaf und fühlte mich dennoch kaputt. Ich wußte im ersten Augenblick nicht, wo ich mich befand, richtete mich auf und blieb im Sessel hocken.
Das Licht brannte noch immer. Es warf seinen Schein nicht allein auf mich, auch der schlafende Marek wurde getroffen.
Da wußte ich Bescheid. Die Erinnerung kam zurück, das Bleigefühl wich allmählich aus meinem Körper.
Ich schaute auf die Uhr.
Verflixt, die Mittagszeit war schon vorbei. So lange hatte ich geschlafen. Es war wie ein Schlaf aus Erschöpfung gewesen. Noch immer benötigte ich Zeit, um mich zurechtzufinden.
Ich stand auf. Ein wenig schwindlig war mir. Dann ging ich zu Marek. Ob er schlief oder bewußtlos war, konnte ich nicht erkennen.
Jedenfalls atmete er, das allein war wichtig.
Ich strich über seine Wange, die Haut zuckte ein wenig, ansonsten geschah nichts. Dieser Mann blieb in seinem Zustand. Automatisch dachte ich darüber nach, ob ich ihn wecken sollte, entschied mich jedoch dagegen. Marek hatte einiges abbekommen, es war besser, wenn er im Haus liegenblieb und sich gesundschlief. Zudem hatten wir Tag, wo sich die Vampire sowieso zurückhielten.
Ich verließ das Haus. Ein wenig frische Luft wollte ich tanken, zudem hatte ich vor, einen Besuch zu machen. Ich wollte sehen, wie es den beiden jungen Leuten ging. Wo der Bürgermeister Mirca gewohnt hatte, wußte ich. Ich war schon auf dem Weg zu ihm, als mir etwas anderes einfiel. Wenn ich mich schon in Petrila aufhielt, konnte ich

mir ebenso gut den Friedhof anschauen. Dort lagen einige Menschen in kalter rumänischer Erde begraben, die ich sehr gut gekannt hatte.

Der Friedhof lag am Dorfende oder -eingang, je nachdem, aus welcher Richtung man kam. Zudem war es kein flaches Gelände, in dem die Toten bestattet worden waren. Die Gräber zogen sich an einer leicht aufwärts steigenden Hügelflanke hin.

Wenn man bei einem Friedhof überhaupt das Wort schmuck gebrauchen konnte, so traf es hier zu. Die Bewohner von Petrila achteten ihre Toten noch. Das bewiesen die mit Sorgfalt gepflegten Gräber, die in ihrer Gesamtheit ein Karree bildeten. Ich mußte ein kleines Zauntor öffnen. Es bestand aus kunstvoll gedrehtem Schmiedeeisen und zeigte das Motiv der Auferstehung.

Ich betrat den Friedhof. Da ich mich auf einer freien Fläche befand, konnte der Wind ungehindert über sie hinwegfahren. Er schnitt mir ins Gesicht, und die Kühle tat mir gut nach dem langen Bleischlaf.

Die Wege waren zwar feucht, aber nicht verschlammt. Einige hatte man mit kleinen Kieselsteinen bestreut. Hecken oder große Büsche wuchsen nicht. Ich konnte über die gesamte Anzahl der Gräber schauen und sah auch eine alte Frau gebeugt vor einem Grab stehen und mit einer kleinen Schaufel die Erde lockern.

Die Frau hatte meine Schritte gehört, kam langsam hoch und drehte sich um.

Unter ihrem dunklen Schleier sah ich das hellere Oval des Gesichts. Um ihr eine eventuelle Furcht zu nehmen, blieb ich stehen und hob grüßend die Hand, wobei ich noch lächelte.

Sie nickte zurück und sprach mich auf rumänisch an. »Ich habe dich schon mehrmals hier in Petrila gesehen. Du bist der Freund es alten Marek und der Mann aus dem fernen England.«

»Das stimmt.«

»Sei willkommen.«

Ein warmes Gefühl durchströmte mich. Über diese beiden Worte der alten Frau hatte ich mich sehr gefreut. Sie waren ehrlich gemeint, im Gegensatz zu dem, was man oft so gesagt bekommt.

Ein wenig verstand ich die Sprache der Rumänen, so hatte ich auch antworten können.

Ich wandte mich der linken Seite des Friedhofs zu. Dort lag der neuere Komplex mit den frischeren Gräbern. Hier hatten auch Marie Marek und der Bürgermeister Mirca ihre letzten Ruhestätten gefunden.

Erinnerungen an die beiden Beerdigungen überkamen mich, und mein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an.

Ich blieb vor Maries Grab stehen. Es war schlicht. Die frischen Blumen, die aus einer schmalen Metallvase schauten, hatten ein wenig die Köpfe hängen gelassen. Am oberen Ende des Grabes wuchs ein

Kreuz aus der Erde. Es bestand aus Stein. Die Einschlüsse darin glänzten metallisch. Es erinnerte mich an das Zeichen des Sieges. Das Gute siegte über das Böse, und das war gut so.

Während ich den Kopf senkte und ein kurzes Gebet sprach, wehte der Wind von den Hügeln her gegen meine Gestalt und drückte die Kleidung nach hinten.

Ich dachte an Marie Marek und daran, wie sehr sie von ihrem Mann geliebt worden war. Dann passierte das Schreckliche, und ausgerechnet ich hatte sie töten müssen.

Furchtbar.

Erst Minuten später ging ich weiter und besuchte das andere Grab. Unter dieser Erde lag ebenfalls ein aufrechter Mann, der, als er merkte, was in seinem Ort passierte, sich auf unsere Seite gestellt hatte. Jetzt war auch er tot, und sein Neffe Dragan würde vielleicht einmal die Arbeit des Onkels fortführen.

Als ich mich umschaute, stellte ich fest, daß ich allein auf dem Friedhof stand. Die alte Frau hatte ihn verlassen. Sie lief dem Dorfrand zu. Ich sah sie zwischen den ersten Häusern verschwinden.

Auch für den Bürgermeister sprach ich ein kurzes Gebet, danach verließ ich den Totenacker an der oberen Seite, wo sich ebenfalls ein kleines Tor befand, das das um den Friedhof laufende Gitter unterbrach.

Das Grab der Lady X.

Es fiel mir wieder ein. Ich wußte noch, wo man ihren Leichnam verscharrt hatte, denn einen anderen Ausdruck konnte man dafür nicht benutzen. Weiter oben am Hang, wo erste Bäume standen und ihre Äste wie knorrige Arme ausbreiteten.

Ich ging hin.

Mir war nicht wohl, denn ich dachte daran, was sie alles auf dem Kerbholz gehabt hatte. Erste Blätter fielen von den Zweigen. Der Wind wehte sie mir entgegen, und sie blieben manchmal an meiner Kleidung kleben.

Ich kümmerte mich nicht darum, ging weiter und erreichte die Grabstätte.

Kein Kreuz schaute aus dem Boden, keine Blume leuchtete, es gab keine Umrandung, die das Grab eingefriedet hätte. Daß es dennoch zu erkennen war, lag allein an dem etwas eingesackten Boden. Das Erdreich war nachgefallen.

Ich stand vor dem Grab.

Hier durfte und konnte ich kein Gebet sprechen. Es wäre einer Blasphemie gleichgekommen.

Vögel stießen sich von den Ästen ab und stachen in die klare Herbstluft. Ihr Krächzen wehte mir entgegen und kam mir vor wie ein Totengruß an Lady X.

Sie war nicht zu Staub verfallen!

Und genau dieser Umstand gab mir zu denken. »Nicht zu Staub verfallen«, flüsterte ich rauh gegen den heranwehenden Wind. »Das kann bedeuten, daß ihr Leichnam, wenn er aus der Erde geholt und durch Voodoo magisch beeinflußt werden würde, als Zombie weiterlebte.«

Schrecklicheres konnte mir nicht passieren. Ich schwor mir in diesen Augenblicken, alles daranzusetzen, daß so etwas nicht geschah.

Der Wind sang noch immer.

Jawohl, er sang. Meiner Ansicht nach hatte er einen anderen Tonfall bekommen. Mir kam er vor, als würde er mich verhöhnen, und seine Töne im Blattwerk zu einer schaurigen Totenmelodie werden.

Dieses Grab beinhaltete eine besondere Leiche. Lady X hatte mit der Schwarzen Magie alles getrieben. Sie würde es auch weiterhin treiben, dessen war ich sicher.

Auch als Tote!

Ich merkte, daß sich hier etwas zusammenballte. Unsichtbar schwebten Geister in der Luft und erfüllten sie mit ihrem Singsang, wobei sie vielleicht den Wind als Alibi nahmen.

Ich merkte, daß ich innerhalb der normalen Welt eine andere, eine schreckliche erlebte.

Lady X war tot, aber ihr Geist mußte sich nach wie vor in der Nähe befinden. Bei meinem letzten Abenteuer hier hatte ich so etwas nicht bemerkt. Daß dem jetzt so war, konnte man bestimmt nicht als Zufall bezeichnen, da hatte bestimmt jemand durch starke, magische Kräfte mitgemischt.

Ich konnte mir auch vorstellen, wer es gewesen war. Boris Bogdanowich, der seine Königin unbedingt zurückhaben wollte.

Der Wind nahm an Stärke zu. Dabei hatte ich das Gefühl, als würde er flüsternde Worte sagen und diese, wie von Flügeln getragen, an meine Ohren bringen.

Wie auf einer Insel kam ich mir vor. Den Kopf hatte ich leicht erhoben und lauschte den geheimnisvollen Stimmen des Windes, wobei ich glaubte, eine Stimme besonders heraushören zu können.

Die Stimme einer Frau.

Die von Lady X!

Mir rann es kalt den Rücken hinab, als ich daran dachte. Lady X, die vor mir in grabkalter Erde lag, sollte es tatsächlich geschafft haben und mit mir sprechen?

Das wollte ich kaum glauben, schüttelte ein paarmal den Kopf und tastete nach meinem Kreuz, das noch unter dem Stoff verborgen hing. Ich fühlte die Wärme des Silbers.

Genau das gab mir gleichzeitig bekannt, daß die schwarzmagische Aura keine Einbildung von mir gewesen war. Sie existierte und

umkreiste mich.

***

Der oder die Vampire mußten gut gearbeitet und schon alles vorbereitet haben. Heimlich, damit niemand etwas merkte, hatten sie sich dem Grab genähert und hier etwas aufgebaut, das mit dem Begriff magischer Zone umschrieben werden konnte.

So eine Zone mußte existieren, wenn jemand zurückgeholt werden sollte. Sie gehörte dazu, denn nur innerhalb dieser Kraftzone war es möglich, andere Fesseln abzulegen.

Ich dachte darüber nach, welche Fesseln wir Lady X mitgegeben hatten. Das war eigentlich nur das Kreuz gewesen. Es lag zu unserem Schutz auf ihrem Körper. Wer an den Leichnam heranwollte, mußte zuerst das Kreuz entfernen.

Und das konnte ein Vampir nicht schaffen. Das Kreuz war für den Blutsauger das gleiche wie das Wasser für das Feuer. Nein, da kam er nie und nimmer heran.

Die Stimmen blieben. Da flüsterte und raunte es geheimnisvoll aus allen vier Himmelsrichtungen. Ich vernahm die leisen Worte, die immer wieder gegen mich getragen wurden.

»John Sinclair!« zischelte es. »Lange habe ich auf dich gewartet. Jetzt freue ich mich, daß du gekommen bist!«

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Wenn ich bisher noch Zweifel gehabt hatte, nun waren sie aus dem Weg geräumt worden. In der Tat hatte Lady X zu mir gesprochen.

Die tote Lady X!

Ich hielt den Atem an. Verdammt, sollte das denn ewig so weitergehen? Konnte ich denn vor keinem vernichteten Gegner Ruhe bekommen? Ich schluckte ein paarmal, weil ich nicht in der Lage war, eine Antwort zu geben. Mutterseelenallein stand ich auf der Weite des Friedhofs und versuchte, Zwiesprache mit einer Toten zu halten.

Wie konnte es möglich sein, daß ein Geist wie der der Scott sich mit mir in Verbindung setzte?

»Bist du sprachlos, John Sinclair?« Wieder war es der Wind, der die raunende Stimme an mich herantrug.

Ich gab keine Antwort und schaute in den Himmel. Dort oben hatten sich die Wolken verdichtet. Sie bildeten Berge, ganze Gebirgsketten, wie sie dort hin und her gewirbelt wurden, wobei ich das Gefühl hatte, daß die Stimme der Scott auch aus den Bergen zu mir dringen würde.

»Weshalb gibst du keine Antwort, John Sinclair? Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Du bist Lady X?« Ich sprach flüsternd gegen den Wind an, der die Worte von meinen Lippen wegtrug.

»Ja, ich bin es.«

»Aber man hat dich gepfählt. Ich war dabei. Marek, der Pfähler, hat dir den Pflock ins Herz gerammt, so wie es sich für einen Blutsauger, wie du es einer bist, gehört.«

»Das stimmt, Sinclair, stimmt alles. Nur darfst du eines nicht vergessen. Ein großer Beschützer hat sich damals in meiner Nähe befunden, denn auch er wollte den Würfel haben. Ein Beschützer, John Sinclair…«

»Der Teufel kann es nicht gewesen sein.«

»Nein, der war es auch nicht. Kein Teufel, auch nicht Vampiro-del-mar. Ein anderer.«

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Sicher, sie hatte recht.

Es hatte sich damals ein anderer in der Nähe befunden. Eine pechschwarze, unheimliche Gestalt. Widerlich anzusehen, grauenhaft und trotzdem nicht zu fassen.

Der Spuk!

Er hatte zugeschaut und auch nicht eingegriffen, als Lady X vernichtet wurde. Dennoch mußte er etwas anderes getan haben, dessen Grund ich gern erfahren wollte.

»Was hat der Spuk damit zu tun?« fragte ich den Geist der Scott.

»Überlege mal, John Sinclair. Was kann er schon tun? Er hat sich auf meine Seite gestellt, obwohl er mich nicht retten wollte. Da gibt es doch noch eine Lösung…«

»Deine Seele«, sagte ich.

»Richtig, Sinclair. Er hat meine Seele an sich genommen und in sein Reich gesteckt. Der Spuk sammelt Seelen, und sein Schattenreich befindet sich überall. Leider kann ich nicht freikommen, aber ich besitze die Kraft, um mit der normalen Welt Kontakt aufnehmen zu können. Man hat mich nicht völlig zerstört, ich bin noch da. Willst du mich sehen?«

»Verzichte.«

»Nein, du sollst mich sehen. Du sollst merken, daß man mich nicht vergessen hat. Schau in das Grab vor dir. Man hat alles vorbereitet, um mir eine Rückkehr zu ermöglichen…«

»Mit der Seele?«

»Nein, wenn ich zurückkehre, dann als Zombie. Als seelenloser Körper und gleichzeitig als Vampir. Hast du so etwas schon einmal gehört? Zombie und Vampir!« Sie lachte.

»Nein, das wohl kaum…«

»Und du wirst nichts machen können, John Sinclair. Gar nichts. Es ist alles vorbereitet. Die Schwarze Magie lebt über diesem Grab. Man hat sie intensiviert, das wirst du gleich merken, wenn du in die Tiefe schaust, Geisterjäger!«

Ich tat es. Bestimmt hatte sie diese Worte nicht umsonst gesagt.

Als mein Blick zu Boden fiel, erkannte ich, daß Lady X nicht gelogen hatte. Vor meinen Augen öffnete sich das Grab der Pamela Barbara Scott…

***

Der Krumme hatte die Gier der drei Vampire noch genau vor Augen. Sie hatten ihm das Mädchen aus den Armen gerissen und auf die zerschlissene Couch geschleudert.

Dann waren die drei Blutsauger über Bianca hergefallen.

In diesem Augenblick war dem Krummen klargeworden, daß er die Vampire haßte. Nicht Bogdanowich, seinen Meister, die anderen beiden, die das Blut der Unschuldigen trinken wollten. Für Wintek war die Rothaarige nicht nur irgendeine Person, sie war mehr geworden.

Eine Geisel und gleichzeitig eine Göttin!

Er himmelte sie an, dieses schönste Wesen auf der Welt, das man ihm jetzt entreißen wollte.

Sie war zum Glück nicht erwacht, als sich die Blutsauger auf sie stürzten, aber es war auch nicht so weit gekommen, daß die beiden Vampire ihr Blut tranken.

Der Meister selbst hatte sie zurückgeholt und zur Seite geschleudert wie zwei Puppen.

Wintek war ein Stein vom Herzen gefallen.

Er hatte sich hinsetzen können und schaute auf die Blutsauger, die quer durch den Raum geworfen worden waren und nahe der Wand hockten, denn die Wucht der Schläge hatte sie von den Beinen geholt.

Es war kein Atem, der aus ihren Mündern drang, sondern ein scharfes Zischen, vermischt mit Grunzlauten.

Sie waren beide wie von Sinnen. Boris würde mit ihnen seine Mühe haben. Brabano erhob sich als erster. Er zog dabei seine Messer und bekam von Bogdanowich einen Tritt in den Leib. »Laß diese Dinger stecken!« befahl der Vampir.

Die Messer verschwanden wieder. Deshalb traute Mario Forca sich auch nicht, seinen schweren Revolver zu ziehen, und seine rechte Hand sank wieder nach unten.

Boris schaute sich um und drehte sich dabei im Kreis. Seine Augen hatten einen bösen Glanz angenommen, der Wintek nur recht sein konnte. Er wußte, daß jetzt die Abrechnung folgte.

Vielleicht würde Bogdanowich sogar beide pfählen. Wintek konnte dies nur recht sein, so weit ging Bogdanowich nun doch nicht.

Er kam auf das Mädchen zu sprechen, wobei er seine Blicke zwischen den Helfern hin- und herpendeln ließ. »Dieses Mädchen«, begann er, »ist unsere Chance. Habt ihr verstanden? Unsere Chance. Sie ist eine Geisel, ein Druckmittel, das wir gegen unsere Feinde einsetzen können. Ich will nicht, daß ihr dieser Geisel das Blut nehmt.

Wenigstens jetzt noch nicht. Was später geschieht, ist mir egal.«

Die beiden nickten. Sie hatten die Stimme ihres Herrn gehört und waren ihm treu ergeben.

Auf Wintek achtete Bogdanowich nicht. Er sah auch nicht, daß sich auf dem Gesicht des Krummen ein Wechselbad der Gefühle abzeichnete. Zwischen Hoffen, Bangen, Verehrung und Abscheu, alles spiegelte sich wider. Auch Enttäuschung. Und zwar über seinen Meister. Er hätte nicht gedacht, daß er auch seine Zustimmung für den furchtbaren Blutraub geben würde. Anscheinend lief alles anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Wintek war schlau genug, nichts zu sagen. Er schaute nur auf die Geisel, an deren Hals sich die Male seiner Würgefinger deutlich abzeichneten. Er hatte wirklich im letzten Augenblick die Hände noch zurückziehen können. Aber sie würde erwachen, und dann bekam sie von ihm gesagt, wer ihr Retter war. Möglicherweise brauchte er nicht einmal Gewalt bei ihr anzuwenden, wenn er sie ganz haben wollte.

Boris ahnte nicht, welche Gedanken Wintek beschäftigten. Daß der Anblick eines Mädchens einen Menschen wie ihn so hatte überwältigen können. Aber war es bei Glöckner von Notre Dame anders gewesen?

Nein, auch er war der Schönheit unterlegen, denn Gegensätze zogen sich an.

»Habt ihr mich verstanden?« wandte sich Bogdanowich an seine beiden Helfer.

»Ja!« preßte Riley Brabano hervor. »Ich habe dich verstanden.«

»Und du, Mario?«

»Sicher, Boris, sicher.«

»Dann ist alles gut.« Bogdanowich nickte. »Ich weiß selbst, wie euch zumute ist, aber ihr müßt Geduld haben. Es wird zwar kein strahlend heller Tag werden, dennoch kann euch das Tageslicht schwächen. Die Dunkelheit ist ideal. Aus diesem Grunde habe ich mich dafür entschlossen, daß ihr den Rest des Tages in der Finsternis verbringt. Wenn der Abend kommt und mit ihm die Finsternis, werde ich euch holen.«

»Wo sollen wir hin?« fragte Brabano.

Boris wandte sich an den Hausherrn. »Es gibt doch bestimmt einen Keller hier?«

»Ja, ja.«

»Da könnt ihr bleiben.«

Die beiden Vampire schauten einander an. Es war ihnen recht.

Keller sind dunkel, dort konnten sie die Zeit bis zum Einbruch der Nacht verbringen.

»Es gibt auch kein Licht«, sagte Wintek schnell. »Absolut dunkel. Wunderbar wird es dort für euch sein.«

»Schaff sie runter!«
»Und du?«
Boris schüttelte den Kopf. »Ich bleibe hier bei dem Mädchen. Es soll uns nicht entkommen.«
Wintek nickte. »Ja, das ist eine gute Idee.« Er drehte sich und schritt auf die schmale Tür zu, um in den engen Flur zu gelangen.
Licht gab es im Keller nicht. Wenn er etwas sehen wollte, mußte er stets eine Kerze anzünden.
Einige Stummel standen in einer kleinen Mauernische auf Tellern.
Zündhölzer trug er immer bei sich.
Der Krumme steckte eine Kerze an. Als er das Zündholz zwischen zwei Fingern hielt, bemerkte er das Zittern seiner Hand. Er stand unter einer großen Spannung. Die Angst, das doch noch etwas schiefgehen konnte, hielt ihn umklammert.
Die beiden neuen Vampire hatten sich dicht hinter ihm aufgestellt. Er spürte ihre Körper und wußte genau, daß sie nicht nur nach Biancas Blut gierten, sondern auch nach dem seinen.
Der Krumme schüttelte sich. Am liebsten wäre er weggelaufen und hätte sich versteckt. So aber hatte er einen Befehl bekommen und öffnete die Kellertür.
Die linke Hand mit der Kerze hielt er dabei hoch. Das zuckende Licht riß auch die Gesichter der beiden neben ihm stehenden Blutsauger aus der Finsternis.
Es waren schreckliche, widerliche Fratzen. So grausam verzerrt, so unnatürlich und mit einer ungemein starken Gier in den düsteren Augen.
Vor ihnen lag eine Treppe. Sehr alte Stufen aus Stein. Hoch und dabei ausgetreten, regelrechte Stolperfallen, wenn man nicht achtgab. Hinzu kam die niedrige Decke und die Feuchtigkeit an den Wänden, die sich dort gesammelt hatte und in langen Wasserstreifen nach unten rann, um sich auf dem Boden zu verlaufen.
»Geh vor, du Wicht!« Forca hatte den Befehl gegeben.
Der Krumme zog den Kopf noch weiter ein, als er die gefährlich hohen Stufen hinabschritt. Die Düsternis des Kellers wurde durch das kleine Licht der Kerze ein wenig aufgehellt. Dennoch schaffte es der Schein nicht, die unheimliche Atmosphäre zu vertreiben, die in diesen unterirdischen Räumen herrschte.
Gruftartig präsentierte sich der Keller. Sehr niedrig war die Decke. Wenn einer der Vampire den Kopf hob, streifte er mit seinem Schädel daran entlang.
Die Kälte legte sich auf seine Kleidung. Sie kam ihm vor wie ein Reif, der seine Brust zusammendrückte.
An die Treppe schloß sich ein sehr schmaler Gang an. Die Wände waren grau und feucht. Wasserstreifen rannen auch hier an ihnen

entlang wie dicke Finger.
Es existierten keine Quergänge mehr, nur zwei Verschlage, wobei der an der linken Seite größer als der gegenüberliegende war. Die Tür des größeren zog Wintek auf.
Sie war nur mehr zur Hälfte vorhanden und bestand aus einigen vernagelten Latten.
Dicht hinter der Tür blieb der Krumme stehen. »Hier könnt ihr warten«, erklärte er.
»Leuchte!« befahl Brabano.
Wintek hob den Arm ein wenig an und streckte ihn gleichzeitig aus. Alte Säcke lagerten hier unten. Das war alles. Bis auf den Staub, der überall herumlag.
Durch die Schritte der Ankömmlinge in die Höhe gewirbelt, hatte er sich auch über dem Boden verteilt und schwebte zwischen ihnen wie eine Wolke.
»Gefällt euch der Platz?«
Anscheinend schien den beiden Winteks Frage nicht gefallen zu haben, denn sie kamen näher an ihn heran. Plötzlich sah er sie dicht vor sich, und er sah auch, daß sie ihre Arme ausstreckten und Hände über seinen Körper tasteten, als wollten sie prüfen, ob auch noch alles vorhanden war.
Der Krumme versteifte sich. Die Kerze auf dem Teller begann zu zittern. Sie wäre ihm sicherlich aus der Hand gefallen, hätte Brabano nicht zugegriffen und sie an sich genommen.
Eisern hielt er sie fest. »Bist du nervös, Krummer?« erkundigte er sich flüsternd.
»Ich? Ich… wieso?«
Sie lachten beide, drückten Wintek an die Wand und hoben die Hände.
Plötzlich fühlte der Krumme die Finger in seinem Gesicht. Es waren kalte Totenklauen, die über seine Haut strichen und an beiden Seiten des Halses verharrten.
Ihr Lachen klang leise und zischend. Die Vampire gierten nach Blut, sie öffneten die Mäuler, und das sich bewegende Licht der Kerze zuckte über ihre Gesichter.
Es waren nur mehr Fratzen.
Entstellt, widerlich anzusehen. Mit grauenhaften Augen, in deren Pupillen sich das Kerzenlicht als kleine, rote Punkte widerspiegelte.
»Blut!« ächzte Brabano, »du hast Blut, mein Freund…« Er drückte seinen Kopf noch weiter vor, so daß der Krumme die langen Vampirzähne dicht vor sich sah.
Sie würden wie kleine Messer in seine Haut stechen und dann…
Wintek kam nicht weiter. Die Wand hinderte ihn daran, und vor sich hörte er die wilden Geräusche der beiden Blutsauger. Sie wollten

endlich zu ihrem Lebenselixier gelangen, sie brauchten das Blut, um zu erstarken.

Dabei vergaßen sie alles.

Auch Befehle des Meisters.

»Wintek!« Ein scharfer Ruf hallte durch den Keller und traf die Ohren des Krummen.

Auch die Vampire hatten die Stimme ihres Meisters vernommen.

Sie zuckten von Wintek zurück, dem in diesem Moment ein Stein vom Herzen polterte.

»Komm zu mir, Krummer!«

Wintek grinste verzerrt. Die Erleichterung breitete sich auf seinem Gesicht aus, das schweißnaß glänzte. Sogar Haare klebten auf der Stirn. »Ja, ich komme!«

Die beiden Vampire traten zurück. Dabei lachten sie leise, und es hörte sich verdammt gefährlich an. Gleichzeitig auch drohend, so daß Wintek Bescheid wußte.

Die hatten noch nicht aufgegeben…

Er ging. Die Kerze nahm er mit. Keiner hinderte ihn daran. Dicht hinter der Tür warf er noch einen Blick zurück. Er sah die beiden Blutsauger nur mehr als Schatten, die kleiner wurden, als sich die Vampire zu Boden legten.

Der Krumme konnte in seinem Keller aufrecht gehen. Rasch schritt er die Treppe hoch und wäre fast noch gestolpert, so sehr beeilte er sich. Er wollte weg, nur weg von diesem Grauen.

Boris Bogdanowich erwartete seinen Diener am Ende der Treppe.

Wie ein Schattenfürst stand er da und schaute die Stufen herab. Er trat zur Seite, als der Krumme die Treppe hinter sich gelassen hatte.

Sie gingen wieder in das schmutzige Zimmer.

»Und?« fragte Boris.

»Sie… sie sind unten.«

»Haben sie es versucht?«

Der Krumme nickte heftig und blies die Kerze aus. »Ja, sie haben es versucht. Sie wollten mein Blut.« Er schüttelte sich wie im Fieber.

»Aber ich hatte Furcht, große Angst, denn sie schienen deinen Befehlen nicht gehorchen zu wollen…«

Der Vampir verzog das Gesicht. Es sollte ein Lächeln darstellen.

»Ja«, sagte er, »ja, ich kenne sie genau. Wenn sie einmal die Chance haben, werden sie diese auch nutzen.«

»Aber du hattest ihnen doch verboten…«

Boris lachte. »Glaubst du denn, daß sie sich daran halten werden, mein Sohn? Nein, sie müssen ihrem Trieb gehorchen.«

Wintek warf einen Blick auf das noch immer bewußtlose Mädchen. »Dann sind wir also in Gefahr?«

»Eigentlich nicht, denn nun sind sie im Keller, in der Dunkelheit.

Dort können sie sich ausruhen und ihre Schwäche allmählich ausgleichen. Ich glaube nicht, daß sie kommen werden. Deshalb kann ich auch jetzt gehen.«

Der Krumme trat einen Schritt zurück. »Du… du willst weg?« fragte er überrascht.

»Natürlich. Ich habe etwas zu erledigen.«

»Wo willst du hin, Herr?«

»Keine Sorge, ich werde im Ort bleiben. Mein Ziel ist der Friedhof. Ich werde die magische Sphäre dort verstärken und sicherlich treffe ich jemand an, den ich zu treffen hoffe.«

»Wer wird es sein?«

»Ein Gegner.«

»Marek?«

»Nein, der ist ausgeschaltet. Sinclair, John Sinclair, der Geisterjäger. Er hat es bis nach Petrila geschafft, aber hier ist er am Ende seines Wegs angelangt, dafür werde ich sorgen.«

Der Krumme nickte. Sinclair war ihm egal. Er interessierte sich für das Mädchen und dafür, daß er zurückbleiben mußte. »Wie lange wirst du fort sein, Meister?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Wenn jedoch die Dunkelheit hereinbricht, wird alles so ablaufen, wie ich es mir vorgestellt habe. Darauf kannst du dich verlassen. Gib du nur auf unsere Geisel acht. Ist das klar?«

»Ja, Meister, du kannst dich auf mich verlassen. Ich werde sie hüten wie mein eigenes Kind.«

»Hoffentlich!« Bogdanowich nickte dem anderen zu und ging davon.

Der Krumme schlich hinter ihm her. Er sah, wie vorsichtig sich der Vampir bewegte, als er das Haus verließ. Wahrscheinlich brauchte er die Dunkelheit nicht so sehr, wie die beiden anderen.

Boris war satt. Er hatte vom Blut seiner Helfer getrunken.

Wintek wartete so lange, bis er seinen Meister nicht mehr sah.

Dann schlich er zurück und schloß die Tür zum Keller. Er wollte auf Nummer Sicher gehen. Einen Schlüssel besaß er für die Tür nicht mehr. Zudem war das Schloß völlig verrostet. Dennoch wußte er sich zu helfen. Ein kleiner Holzkeil lag bereit. Ihn schob er unter den Türspalt und klemmte die Tür somit fest.

Das wäre erledigt.

In wilder Vorfreude rieb er sich die Hände, als er zurück in den Raum ging und auf der Schwelle überrascht stehenblieb. Ein breites Lächeln zuckte über sein Gesicht: Das Schicksal meinte es gut mit ihm. Er sah, wie sein rothaariger Schwarm erwachte.

Hörte ihr Stöhnen und sah auch, wie sie ihre Hand hob, um dorthin zu fassen, wo sich die Abdrücke der Finger an ihrem Hals abmalten. Sie mußte Schmerzen haben. Nun ja, dachte Wintek, das war nicht

schlimm. Sie würden vergehen.

Hauptsache, sie war bei ihm.

Er schlich näher. Bianca Schwarz war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sie achtete nicht auf ihn, und wurde erst aufmerksam, als ein Schatten über sie fiel.

Da zuckte sie hoch.

Sofort wußte sie Bescheid. Entsetzen entstellte ihr Gesicht, sie sah die griffbereiten Hände und spürte die Finger auf ihrer Schulter.

»Keine Angst, mein Täubchen, keine Angst. Du bist bei mir. Ich werde auf dich achtgeben. Du bist meine kleine Geisel, meine geliebte Geisel.« Er berührte ihren Körper, strich über den Stoff des langen Nachtgewands, als bestünde dieser aus wertvollem Gold.

Bianca begann zu weinen…

***

Ich traute meinen Augen nicht, als ich erkannte, daß das Grab vor mir durchsichtig wurde.

Es lag Jahre zurück, da hatte ich im Hochhaus der Dämonen einen ähnlichen Fall erlebt. Auch damals hatte sich ein Grab geöffnet und mir den Blick in die Tiefe freigegeben.

Hier ebenfalls…

Nicht einmal einen Sarg hatte Lady X bekommen. Sie war in die kalte Erde gelegt und einfach verscharrt worden. Einige Monate war es her, fast ein Jahr, und in dieser Zeit kann sich eine Leiche auf scheußliche Art und Weise verändern.

Auch bei Lady X?

Es war nicht so, daß sich das Grab von einem Moment zum anderen mit einem hellen Schein ausfüllte. Dieser Vorgang lief langsam und allmählich ab. Von oben nach unten breitete er sich aus.

Teil für Teil wurde erhellt, und ich schaute in die schmale Grube.

Exakt an den Rändern stoppte der Lichtschein. Er drang nicht über sie hinweg. Es war ein rötlich gelber Schein, an einigen Stellen sogar dunkler, und er glitt immer weiter in die Tiefe.

Bis er die Tote erreichte.

Ich fieberte vor Spannung. Mein Kreuz hatte sich erwärmt. Es spürte noch stärker als ich den Kreis finsterer Magie, der uns beide umschloß, aber darauf achtete ich nicht.

Lady X war wichtiger.

Ich konnte ihren Körper so deutlich sehen, als würde ich durch die Optik einer Linse schauen.

Sie bot ein Bild des Schreckens.

Völlig verwest war sie noch nicht. Gesicht, Arme, Beine und Körper erkannte ich.

Ihre Kleidung war noch vorhanden. Leder verging nicht so schnell.

Ich entdeckte auch die tiefe Wunde in ihrer Brust. Dort hatte sie Mareks Pflock getroffen und das große Loch gerissen.

Meine Blicke wanderten dem Gesicht entgegen.

Fast wäre ich zurückgezuckt, so schaurig sah es aus. Kein Skelettschädel bot sich meinem Blick, dafür ein Kopf, der noch nicht völlig verwest war. Haut- und Fleischreste hingen lappig nach allen Seiten weg. Die Augen schimmerten wie grauer Pudding in den Höhlen.

Pupillen sah ich keine mehr. Das schwarze lange Haar war verfilzt, zum größten Teil jedoch schon ausgefallen. Auch an den Wangen war die Haut gesprungen.

Dicht unterhalb der Ohren schimmerten weiße Knochenstücke durch.

Lippen konnte ich keine mehr erkennen. Sie hatten die Farbe der verwesenden Haut angenommen und hoben sich nicht mehr von ihr ab.

Es war schrecklich…

Und dieses Monstrum, das da unter mir lag und sich meinen Blicken präsentierte, wollte der Vampir namens Boris Bogdanowich also hervorholen. Wenn ich daran dachte, zog sich in meiner Brust etwas zusammen. Nein, das konnte und durfte ich nicht zulassen.

Ich mußte alles daransetzen, um eine solche Tat zu verhindern.

Damals war ein Metallkreuz auf den Körper der Leiche gelegt worden. Ich wollte nachschauen, ob es noch vorhanden war. Sehr scharf mußte ich hinsehen, denn es hob sich kaum von der grauschwarzen Lederkleidung ab. Aber es hatte seinen Platz noch immer auf der Körpermitte.

Wer den Leichnam aus der Tiefe holen wollte, mußte zuerst das Kreuz entfernen.

Einem Vampir war dies unmöglich, deshalb fragte ich mich, wie es Bogdanowich anstellen wollte, um an die Tote heranzukommen.

Auch für ihn würde das Kreuz ein unüberbrückbares Hindernis werden. Es sei denn, er hatte genügend normale Helfer, die ihm zur Seite standen. Dann sah die Sache schon anders aus.

Ich hatte die Länge der Zeitspanne nicht abschätzen können.

Vielleicht zehn oder fünfzehn Sekunden hatte ich die Chance gehabt, in das Grab hineinschauen zu können.

Jetzt wurde es wieder dunkel.

Der gleiche Vorgang lief umgekehrt ab. Die Finsternis hüllte das Grab ein, und sie kroch allmählich von unten nach oben. Die Leiche wurde meinem Anblick zuerst genommen, dann wanderte die Dunkelheit weiter und verschloß das Grab.

Ich hatte vornübergebeugt gestanden. Langsam und gedankenschwer drückte ich mich wieder in die Höhe. Kaum hatte ich eine normale Haltung eingenommen, als mich jemand ansprach.

»Genug gesehen, John Sinclair?«
Ich fuhr herum.
Vor mir stand Boris Bogdanowich!
Wir starrten uns in den nächsten Sekunden an wie zwei Kampfhähne, die sich noch nicht entscheiden konnten, wer den Anfang machte. Jedenfalls stand das Schweigen zwischen uns.
Es war ein kulissenreifes Bild, das der Blutsauger bot. Hinter ihm befand sich der normale Friedhof. Die Grabsteine gehörten eigentlich zu seinem Image. Bis auf die Kreuze, die aus der Erde wuchsen, aber den Friedhof und die Kreuze würde er vermeiden.
Noch weiter zurück lagen die Häuser. Geduckt wie hingeschaufelt, und hoch über ihnen zogen die dunklen Wolkengebilde ihre Kreise. Außer uns befand sich kein Mensch in der Nähe, und das hatte der Blutsauger wohl gewollt.
Nur, was war der Grund? Er mußte doch wissen, daß ich ihm mit Beretta und den geweihten Silberkugeln sowie dem Kreuz überlegen war. Wie also konnte er sich hertrauen? Was hielt er noch in der Hinterhand? Jedenfalls mußte es ein starker Trumpf sein.
Automatisch dachte ich an meine Reisegefährten und an meinen Plan, der nicht aufgegangen war. Ich hatte Marek davon berichtet, daß sich der Vampir Bogdanowich wohl tagsüber nicht aus seinem finsteren Versteck trauen würde. Ein Irrtum, ein folgenschwerer Fehler. Zudem hatte er das Glück, denn der Tag würde nicht sehr hell werden. Wahrscheinlich blieb die Sonne versteckt.
Ich atmete tief durch und sah das Lächeln auf dem grauen Gesicht des vor mir stehenden Blutsaugers. Er schien meine Gedanken erraten zu wollen, denn als er mich ansprach, zielten seine Worte in diese Richtung. »Wahrscheinlich wunderst du dich über meinen Mut, Geisterjäger?«
»In der Tat«, erwiderte ich und beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen. Meine Hand verschwand unter der Kleidung. Mit der Silberkugel-Beretta kam sie wieder zum Vorschein. Ich richtete die Mündung auf den Blutsauger. Aus dieser Entfernung konnte ich ihn nicht verfehlen.
Trotzdem zeigte er keine Angst. »Du kannst deine Waffe wieder wegstecken, Sinclair«, erklärte er. »Davor fürchte ich mich nicht.«
»Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen«, gab ich zu bedenken.
»Auch das ist mir bekannt. Aber was soll es denn? Geweihte Silberkugeln können mir zwar gefährlich werden, das gebe ich zu, doch in meinem Fall kann ich darüber nur lächeln. Du wirst nicht schießen!«
»Was macht dich so sicher?«
»Ich selbst bin mir sicher, Sinclair. Wenn du mich tötest, ist es um deine Freunde geschehen, vor allen Dingen wird die Rothaarige nicht

in deinem Sinne überleben. Mein Helfer hat sie als Geisel genommen, zudem warten meine Artgenossen auf ihr Blut. Soll ich ihnen das vielleicht vorenthalten?«

Er hatte sicher gesprochen. So sicher, daß ich ihm glaubte und meine Beretta wieder wegsteckte.

»Wunderbar, Geisterjäger. Wir verstehen uns. So hat es auch laufen sollen.«

»Dann hast du mich eingeplant?«

Er nickte und zupfte seinen altmodischen dunklen Rock an den Schößen zurecht. »Ja, so hat es sein sollen. Ich gebe zu, daß ich dich lieber schon auf der Fahrt vernichtet hätte. Da dies nicht gelang, habe ich umdisponieren müssen. Wobei mir, wenn ich recht überlege, die Lage, wie sie jetzt ist, wesentlich besser gefällt.«

»Das mußt du wissen.«

Er streckte seinen Arm aus, und ich sah die bleiche, blutleere Hand. »Ich weiß es auch.« Lässig schlenderte er näher. Es machte ihm nichts aus, auf mich zuzugehen. Am liebsten hätte ich ihn vernichtet, das wußte er, deshalb war sein Grinsen so impertinent.

»Keine Chance, Geisterjäger, keine Chance. Ich habe die Menschen und damit auch die Trümpfe.« Er schritt so nah an mir vorbei, daß ich nur hätte den Arm auszustrecken brauchen, um ihn anfassen zu können.

Dann blieb er stehen. Dicht vor dem Grab. Er schaute nach unten und nickte. »Du hast sie genau gesehen, nicht wahr?«

Ich drehte mich. »Ja.«

Über die Schulter sah er zurück. »Und nicht nur sie, wie ich meine. Auch das Kreuz auf ihrem Körper.«

»Auch das.«

»Das ist gut so, sehr gut, wie ich meine.« Seine Augen verengten sich, er öffnete den Mund und ließ seine gefährlichen Vampirzähne blitzen. »Ich hasse Kreuze, wie du dir vorstellen kannst. Selbst das auf dem Kirchturm wollte ich weghaben.«

»Deshalb hängt es schief.«

»Ja, mein Helfer hat es nicht geschafft. Dafür achtet er jetzt auf die Geiseln. Also, ich hasse Kreuze. Wenn ich Lady X aus der Erde holen soll, muß ich das Kreuz entfernen, das weißt du. Da ich es nicht kann, wird ein anderer diese Arbeit für mich besorgen.« Sein rechter Arm stach vor. Der bleiche Finger deutete auf mich. »Nämlich du, Geisterjäger!«

Ich hatte nicht lachen wollen, dennoch tat ich es, weil ich einfach nicht anders konnte.

Doch das Lachen erstarb mir auf den Lippen, als ich in die bleiche Fratze des Blutsaugers schaute.

Bogdanowich meinte es ernst. So verflucht ernst, und ich schloß den

Mund.

»Du glaubst mir nicht?«

»Es fällt mir schwer. Ich habe noch nie einem Vampir gedient, mußt du wissen.«

»Dann wirst du es jetzt! Du bist mein Diener. Du wirst genau das tun, was ich dir befehle.«

»Ich könnte mich weigern.«

»Stimmt, das könntest du.« Seine Stimme wurde lauernd. »Nur, weißt du dann, was mit den Geiseln passiert? Soll ich es dir erklären? Soll ich dir sagen, wie es ist, wenn spitze Vampirzähne in den Hals schlagen und die lappigen Lippen den köstlichen Lebenssaft aussaugen? Soll ich dir sagen, was das Opfer empfindet, wenn es…«

»Das reicht«, unterbrach ich ihn. »Ich selbst habe es schon erlebt.«

Dabei dachte ich an Mandraka, den Schwarzblut-Vampir, der mein Blut getrunken hatte, aber nichts damit anfangen konnte, weil ich kein Schwarzblütler war.

»Wie schön für dich, Geisterjäger, dann kannst du dich ja an die Arbeit machen.«

Ich deutete auf das Grab. »Ich soll es aufwühlen und Lady X hervorholen?«

»So habe ich es vorgesehen!«

»Wie denn?« Ich breitete meine Arme aus. »Vielleicht mit den bloßen Händen?«

»Nein, auch dafür habe ich Sorge getragen. Du wirst dich nicht überanstrengen, das verspreche ich dir. Ich habe alles bereitgestellt. Hinter den Bäumen stehen zwei Schaufeln. Auch ein Spaten ist dabei. Ich werde dir die Dinge sogar holen.«

Er ging tatsächlich und ließ mich allein am Grab der Lady X zurück. Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Ich konnte es kaum fassen und schüttelte einige Male den Kopf. Das war wirklich einmalig. Ich, der Geisterjäger John Sinclair, sollte die Frau oder das Wesen, das einmal mein Todfeind gewesen war, wieder aus der Erde holen?

Wahnsinn!

Trotzdem spürte ich, daß ich es tun würde. Ja, mir blieb nichts anderes übrig. Ich würde die Schaufel oder den Spaten nehmen und das Grab wieder öffnen.

Die Trümpfe des anderen waren eben zu stark. Ich glaubte nicht an einen Bluff. Auch dämonische Wesen sicherten sich ab, das war mir seit langem bekannt.

Boris Bogdanowich war zwischen den Bäumen verschwunden und kehrte nun zurück.

Mit der rechten Hand hielt er die Stiele zweier Schaufeln umfaßt, in der linken trug er einen Spaten. Er kam daher wie der Gewinner.

Bei jedem Schritt bewegten sich die Werkzeuge. Das Metall am Stielende blitzte dabei auf. Als er mich erreichte, warf er die Werkzeuge neben mir zu Boden.

»Da sind sie.«

Ich nickte. »Und jetzt?« fragte ich.

Er ging einen halben Schritt zurück, so daß er neben dem linken Grabrand stehenblieb. Dabei streckte er den Arm aus und deutete über das Grab hinweg. »Ich hatte noch etwas vergessen, dir zu sagen. Genau dort, wo ich hinzeige, wirst du deine Waffen ablegen. Aber alle, hast du verstanden, Sinclair?«

Ich holte durch die Nase Luft. Auf meine Waffen hatte ich vertraut. Sie waren meine letzte Hoffnung gewesen, und ich hatte damit gerechnet, daß der Vampir sie vergaß.

Leider mußte ich einen Irrtum zugeben. »Willst du nicht?«

»Ich kann auch mit…«

»Nein!« Seine Stimme klang scharf. »Nicht mit deinen Waffen. Zudem solltest du an die Geiseln denken, die sich in den Klauen meiner Freunde befinden. Willst du dich für ihren Tod verantwortlich zeigen, Geisterjäger?«

Das wollte ich nicht. Sein Gesicht verzerrte sich. »Lege deine Waffen weg!« schrie er. Ich hob die Schultern. Eine Geste der Resignation. Mir blieb leider nichts anderes übrig, als seiner Aufforderung nachzukommen. Er hatte die besseren Karten.

Zunächst zog ich die Beretta. Er sah auch die Mündung auf sich gerichtet und begann zu lächeln. Nein, damit konnte ich ihm nicht imponieren. Ich schleuderte die Pistole dorthin, wo er es haben wollte. Weit genug weg, als daß ich sie mit einem Sprung hätte erreichen können.

»Und jetzt die anderen!« befahl er. »Ich habe nur das Kreuz!«

»Ja, verdammt!« Er wurde nervös, denn mein Silberkreuz war wirklich die stärkste Waffe, die ich besaß. Nur konnte ich sie nicht einsetzen, wenn ich das Leben der Geiseln nicht gefährden wollte.

Es war zum Heulen.

Als ich die Kette, an der das Kreuz hing, über den Kopf streifte, trat Boris Bogdanowich doch einen Schritt zurück. Er hatte Furcht vor dem Kreuz, denn es war für Vampire absolut tödlich.

Ich schaute ihn an. Sogar lächeln konnte ich. In meinem Innern flammte die Wut auf. Boris hatte den Arm erhoben und schützend vor seine Augen gelegt. Er hatte Angst vor dem Kreuz. Für einen Moment dachte ich daran, es zu schleudern, dann wäre das Problem Bogdanowich und auch das der Lady X erledigt gewesen.

Ich dachte an die Geiseln.

Freunde von mir und auch an das Mädchen Bianca, das unschuldig in den Kreislauf des Schreckens mit hineingeraten war. Dennoch warf ich

das Kreuz nicht weg. Ich behielt es in der Hand und schritt auf meinen Gegner zu. Er mußte mich über seinen angewinkelten Arm hinweg beobachtet haben, denn er begann zu schreien.

»Bleib da stehen, Sinclair! Verdammt, bleib, wo du bist, du Hundesohn! Deine Freunde werden es büßen!«

Nein, ich gab nicht nach. »Wo sind sie? Wo hast du sie hingebracht, verdammter Blutsauger?« Jetzt war ich nur mehr drei Schritte von ihm entfernt. Ich konnte das Kreuz als Druckmittel benutzen und ihn damit erpressen.

Das wußte der Vampir auch. Schrecklich heulte er auf, veränderte die Haltung seiner Arme und fuchtelte mir vor dem Gesicht herum.

Dann stolperte er und fiel zu Boden.

Er schlug hart auf und blieb rücklings liegen.

Ich stand vor und über ihm. Kalt schaute ich auf ihn herab. Diesmal war mein Lächeln grausam, als ich die folgenschweren Worte sprach. »Wenn du mir nicht sagst, wo sie versteckt sind, werde ich dich vernichten, Bogdanowich. Wo hast du die Geiseln?«

»Neiiinnn!« heulte er. »Ich sage es dir nicht. Wenn ich sterbe, sind auch sie erledigt!«

Verdammt, er blieb hart. Trotz der unbeschreiblichen Angst, die er vor dem Silberkreuz haben mußte. So etwas war mir auch noch nicht passiert. Konnte ich ihn dennoch zwingen, mir das Versteck der Geiseln mitzuteilen. Ich versuchte es und streckte einen Arm aus. Gleichzeitig bückte auch ich mich, so daß mein Kreuz in seine gefährliche Nähe geriet und sich die Angst noch steigerte.

»Wo stecken sie?«

»Ich sage es dir nicht!«

»Willst du wirklich hier verenden? Zu Staub zerfallen?«

»Ja, ja!« brüllte er mir entgegen. »Ich werde zu Staub zerfallen und deine Freunde sind tot. Meine beiden Vampire werden merken, daß ich nicht mehr existiere. Sie greifen ein, sie töten die anderen, sie haben von mir den Befehl bekommen. Sie haben…«

Ich zog mich zurück.

Verdammt, er konnte so recht haben. Es war einfach ein zu großes Risiko für mich.

Langsam richtete ich mich auf. Der Anblick des Kreuzes hatte den Blutsauger geschwächt. Ich hörte ihn keuchen und jammern. Als er sich zur Seite drehte, lief aus seinem Mund eine weißliche Flüssigkeit. Sie verbreitete einen ekelhaften Geruch, den mir der Wind genau in die Nase trieb. Ich drehte mich ab.

Der Vampir kam nicht auf die Beine. Er versuchte es, aber er war zu schwach. Seine Hände krallte er in den feuchten Boden, als würde er dort Halt finden. Dabei schrie er wütende Worte, und ich sah seinen Körper zucken.

Wie gern wäre ich gegangen und hätte die Geiseln gesucht. Sollte ich gehen oder am Grab bleiben?

Ich wußte es nicht. Vielleicht machte ich alles verkehrt, wer konnte es wissen.

So blieb ich.

Dabei konnte ich zuschauen, wie sich der Blutsauger allmählich wieder erholte. Er fand die Kraft sich aufzustützen, herumzudrehen und mich anzustarren.

Ich hielt mein Kreuz gut sichtbar. Sein Blick fiel darauf. »Du hast es ja noch immer!«

»Natürlich«, gab ich kalt zurück. »Und ich werde es auch nicht aus der Hand geben.«

»Dann…«

»Nichts geschieht«, unterbrach ich ihn. »Überhaupt nichts, das solltest du dir merken. Wenn jemand etwas zu sagen hat, bin ich es.« Während dieser Worte war mir eine wahnwitzige Idee durch den Kopf gezuckt. Ja, ich würde das Grab aufschaufeln und Lady X befreien. Aber ich wollte mich dabei anders verhalten, als er es sich vorgestellt hatte. Ihr Körper war nicht vernichtet. Das allerdings ließ sich sehr leicht nachholen.

Um ihn in Sicherheit zu wiegen, schleuderte ich sogar das Kreuz weg. Vom Grabrand aus gesehen, blieb es noch vor der Beretta liegen, in Reichweite.

Bogdanowich bemerkte diese Tatsache nicht. Er wunderte sich nur, daß ich seinen Befehlen nachgekommen war und mich sogar bückte, um den Spaten an mich zu nehmen.

»Du willst es doch machen?« fragte er.

»Natürlich.«

»Ja, ich hatte die besseren Trümpfe!« keuchte er.

»Wahrscheinlich«, erwiderte ich lässig und hob meine Schultern.

Danach nahm ich den Spaten und stach sein blankes Blatt tief in den weichen Boden.

Begleitet wurde diese Arbeit vom triumphierenden Lachen des Blutsaugers…

***

Er hockte auf dem zerschlissenen, schon halb zerstörten Sofa und hatte den Kopf des Mädchens in seinen Schoß gebettet. Immer wieder strich er mit seinen schmutzigen Fingern über ihr Gesicht.

Der Krumme war selig.

Endlich gehörte eine Frau ihm. Nie hatte jemand etwas von ihm wissen wollen, nun geschah das. Er hätte sie sich einfach nehmen können, niemand hinderte ihn daran, niemand lachte ihn aus und verspottete ihn wegen seines Aussehens.

Dieses Mädchen war sein Traum. Und er würde dafür sorgen, daß er es behalten konnte. Keiner sollte ihm diesen Traum mehr wegnehmen, auch sein Meister nicht, der Schlimmes mit ihm vorhatte.

Er sprach mehr zu sich selbst, obwohl er Bianca meinte, die tatsächlich Todesängste ausgestanden hatte. Sie war ein paarmal nahe daran gewesen, wieder in Ohnmacht zu fallen, denn sie rechnete damit, spitze Zähne zu sehen, die sich in das Fleisch ihres Halses schlagen würden.

Das war nicht passiert.

Statt dessen hatte sie sich die geflüsterten Worte des Krummen anhören und seine rauhen, kalten Hände spüren müssen, die zudem schmutzig, aber dennoch sanft waren, wenn sie über ihre Wangen strichen.

Bei den ersten Berührungen hatte sich Bianca innerlich versteift.

Da war der Ekel in ihr hochgeschossen wie eine Lohe, und sie hatte damit gerechnet, getötet zu werden.

Es verging Zeit, und sie lebte noch immer. Allmählich wich auch das dumpfe Gefühl in ihrem Kopf, so daß sie wieder klar sehen, denken und auch Folgerungen schließen konnte.

Dieser Mann, auf dessen Oberschenkeln ihr Kopf gebettet lag, wollte sie nicht töten. Nein, er tat ihr nichts zuleide. Im Gegenteil, für ihn mußte sie so etwas wie ein Stern in dunkler Nacht sein. Er sprach mit ihr, als wäre er stark in sie verliebt, und so war es wahrscheinlich auch.

Die Schöne und die Bestie!

Nein, dieser Vergleich hinkte. Der Mann war keine Bestie, er war ein armer Mensch, ein Getretener, ein nicht Akzeptierter, der überall herumgestoßen und verlacht wurde. Eigentlich mußte man mit ihm Mitleid haben, wenn man es genauer betrachtete.

Da gab es eine Tatsache, die sie störte. Dieser Mann war in das Wohnmobil eingedrungen und hatte sie einfach geraubt. Noch deutlich sah sie die schreckliche Szene vor sich, wie Dragan Domescu unter dem Schlag mit dem Aschenbecher zusammenbrach. Dabei wußte Bianca nicht einmal, ob er überlebt hatte.

Dieses Nichtwissen kam noch hinzu. Es bohrte in ihr und machte sie so fertig.

Immer wieder hämmerte sie sich ein, daß sie sich zusammenreißen mußte. Nur nicht dem anderen zeigen, daß sie Angst besaß und ihn nicht mochte. Sie mußte sein Vertrauen gewinnen, auch wenn es ihr unendlich schwerfiel.

Irgendwann gelang ihr ein erstes Lächeln.

Der andere sah das Zucken der Lippen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Er wollte etwas sagen, vor Freude bekam er keinen Satz hervor.

Und sie lächelte wieder.
»Du… du …« Der Krumme holte schwer Atem. »Du magst mich?«
»Wenn du mich beschützt.«
Wintek setzte sich aufrecht hin und drückte seinen Rücken gegen die zerschlissene Couchwand. »Ja«, flüsterte er voller Hektik. »Ich mag dich sehr, und ich werde dich beschützen, darauf kannst du dich verlassen. Niemand soll dir je zu nahe treten, das habe ich mir geschworen. Ich werde auf dich achtgeben, die anderen können dir nichts tun, denn du stehst unter meinem Schutz.« Plötzlich und übergangslos begann er zu weinen. »Nie hatte ich jemand, den ich beschützen konnte. Bei dir hole ich alles nach – alles…«
Bianca Schwarz ließ ihn in Ruhe. Er mußte zunächst zu sich selbst finden, das spürte sie genau. Wenn sie jetzt unter Umständen die falsche Frage stellte, konnte alles aus und vorbei sein. Dann würde er wieder in ein anderes Extrem fallen.
Ein paarmal zog er die Nase hoch, als er sich wieder beruhigte.
Danach löste er seine Hände von ihren Wangen und ließ sie auf Wanderschaft gehen. Die Finger glitten über ihre Oberarme, tasteten sich weiter zur Körpermitte hin vor, und das Mädchen mit dem roten Haar vereiste innerlich. Sie dachte daran, daß die gleichen Hände den Aschenbecher hielten, als der Krumme auf Dragans Kopf geschlagen hatte.
Bianca wunderte sich über sich selbst, wie ruhig sie auf einmal bleiben konnte. Auch dann noch, als die Finger ihren Busen berührten und so hastig zurückzuckten, als wäre er heiß.
Der Krumme fühlte sich selbst erwischt und stieß glucksende Laute aus.
»War es schön für dich?« fragte Bianca mit leiser, zitternder Stimme.
»Ja, ja…«
Bei der nächsten Frage überwand sie sich selbst. »Willst du denn mehr, mein Beschützer?« Atemlos erwartete sie die Antwort. Sie wußte, daß sie es mit dieser letzten Frage auf die Spitze getrieben hatte. Vielleicht hatte sie die Grenze schon überschritten.
Es kam jetzt auf seine Reaktion an.
»Mehr?«
»Ja, mehr.«
»Aber ich… ich meine …«
»Du gefällst mir. Bei dir fühle ich mich so wohl. Ich habe jetzt keine Angst mehr.«
»Das brauchst du auch nicht zu haben.«
»Und dabei kenne ich nicht einmal deinen Namen.« Bianca schaute starr in das über ihr schwebende Gesicht.
Dessen Züge zuckten. »Ich heiße Wintek, der Krumme.« Er schüttelte den Kopf, als hätte er schon zuviel gesagt. »Aber Krummer nennen

mich immer nur andere…«

»Ich sage Wintek zu dir.«

Seine Augen leuchteten plötzlich. »Das finde ich toll von dir. Ich finde den Namen gut.«

»Ich ebenfalls, Wintek.« Bianca schloß die Augen ein wenig. Als Vorgeplänkel hatten diese Fragen gereicht. Jetzt wollte sie sich ihrem eigentlichen Ziel nähern.

»Sag mal, Wintek, wenn du mich beschützen willst, muß es doch auch Feinde geben.«

Er nickte heftig. »Jaaa, die gibt es.«

»Und wer sind meine Feinde?«

»Das sind die Blutsauger. Sie wollen dein Blut, diese verfluchten Vampire. Aber ich werde es nicht zulassen, daß sie mir mein Mädchen nehmen. Nein, das werde ich nicht…«

Er redete noch weiter. Bianca Schwarz hörte überhaupt nicht hin.

Sie dachte nur mehr an die Vampire, von denen der Mann gesprochen hatte. Sie selbst hatte diese Blutsauger gesehen und miterlebt, wie aus Menschen Vampire wurden.

Es gab sie. Da hatte sich Wintek nichts eingebildet oder gelogen.

Davor wollte er sie beschützen.

Als er eine Pause einlegte, konnte sie die nächste Frage stellen.

»Bitte, ich möchte wissen, ob diese Vampire hier in der Nähe auf uns lauern.«

»Das tun sie.«

»Und wo?«

»Unter uns!« hauchte Wintek. »Im Keller. Dort warten sie die Dunkelheit ab.«

Bianca Schwarz erschrak. Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Sie wurde totenblaß. »Stimmt es wirklich, was du gesagt hast?«

»Glaubst du denn, ich würde dich anlügen?« Er gab sich erbost.

»Wie kannst du so etwas von mir denken!«

»Nein, du verstehst mich falsch. Ich kann es mir nur nicht vorstellen.«

»Ja, sie sind im Keller. Ich habe sie selbst gesehen.«

Bianca schluckte. »Und können sie auch hochkommen?«

»Klar.« Bevor Bianca sich noch weiter erschrecken konnte, sah sie das Lächeln des anderen. »Aber ich habe ihnen einen Riegel vorgeschoben. Wir können sie ruhig die Treppe hochkommen lassen, das macht alles nichts, denn ich habe…« Sein Gesicht nahm einen verschmitzten Ausdruck an. »Einfach die Tür verkeilt. Gut, nicht?«

»Du bist ein Genie!«

»Nein, nicht doch!« wehrte er verlegen ab. »So etwas kannst du nicht sagen. Ich habe nur eben überlegt, das ist alles. Wirklich, nur überlegt. Mit einem Genie hat das nichts zu tun.«

»Hält die Tür denn dicht?«

»Ich habe sie verkeilt.«

»Das war gut.«

»Wir sind ungestört.« Nach diesem Satz begann der andere wieder, Bianca anzufassen. Das wollte sie nicht. Aber wie sollte sie aus der Lage herauskommen?

Ihr fiel etwas Einfaches ein, wobei sie auf einen Erfolg hoffte. »Du, mir ist kalt«, sagte sie.

»Oh, es tut mir leid.« Ehrliches Bedauern klang aus seiner Stimme. »Was kann ich tun?«

»Folgender Vorschlag…«

»Nein!« rief er, »sag nichts.« Wintek sprang auf. Biancas Kopf fiel zurück. Sofort richtete sie sich in die Höhe. Die plötzliche Bewegung verursachte ein Schwindelgefühl bei ihr. Für einen Moment drehte sich das Zimmer vor ihren Augen.

»Bitte nicht, Wintek.«

»Wieso?« Er blieb unter der Lampe stehen. Sein Gesicht glänzte und zeigte einen erstaunten Ausdruck. »Du weißt doch gar nicht, was ich vorhabe?«

»Was es auch ist, ich habe da eine bessere Idee.«

»Nein, das glaube ich dir nicht. Hier ist mein Haus. Hier fühle ich mich wohl, hier sollst auch du dich wohlfühlen. Hast du gehört? Nur wir beide allein. Ich gehe jetzt und hole eine Decke.« Er streckte den Arm aus. Sein Zeigefinger wies auf sie. »Bleib nur liegen und rühr dich nicht. Sonst wäre ich enttäuscht.«

»Du brauchst wirklich keine Decke zu holen, Wintek!« sagte sie beschwörend.

»Wenn du doch frierst.«

»Ich mache dir einen anderen Vorschlag. Laß uns zu meinen Freunden gehen. Ich werde ihnen erklären, daß du es gewesen bist, der mich beschützt hat. Dann werden meine Freunde auch deine Freunde. Hast du verstanden, Wintek?«

»Ja, ich habe verstanden«, erwiderte er langsam, und das Mädchen ahnte Schlimmes.

»Und?«

»Nichts dergleichen wird geschehen, das schwöre ich dir. Gar nichts von dem. Ich will nicht zu deinen Freunden. Sie werden niemals meine Freunde werden.« Er kam einen Schritt näher. »Du hast mich enttäuscht, Königin«, erklärte er mit rauher Stimme. »Sehr enttäuscht sogar. Das habe ich gar nicht gern.«

Bianca bekam Angst. Plötzlich sah sie nicht mehr den bedauernswerten Mann vor sich, sondern ein zweibeiniges Ungeheuer. Der Krumme öffnete und schloß seine Hände. Bis auf sein heftiges Atmen war es still im Raum.

Fieberhaft dachte die Rothaarige nach einem Ausweg nach. Es mußte ihn doch geben…

Da hörte sie die Schritte.

Nicht in der Nähe, auch nur schwer zu vernehmen. Schritte im Haus?

Das genau war die Lösung! Hatte Wintek nicht davon gesprochen, daß sich Vampire im Keller verborgen hielten? Und wollte er sie nicht beschützen? Dies konnte er nun beweisen. Sie mußte es nur geschickt genug anfangen.

Bianca hoffte, daß sie jetzt alles richtig und nur nichts verkehrt machte. Beschwörend schaute sie Wintek an, während sie den Arm hob, ihren rechten Zeigefinger ausstreckte und ihn auf ihre Lippen legte.

Der Krumme verstand das Zeichen. »Was ist?« fragte er.

»Ich habe etwas gehört.«

»Wo?«

»Hier im Haus«, wisperte sie und fügte noch die Worte »im Keller« hinzu.

Winteks Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. »Nein«, sagte er, »das nehme ich dir nicht ab. Du hast mich belogen. Ich habe nichts gehört, du willst nur…«

»Dann sei mal still!« zischte sie.

Diese Aufforderung mußte beschwörend genug gegeben worden sein, denn der Krumme hielt tatsächlich den Mund, drehte den Kopf und begann zu lauschen.

Weder Bianca noch er wagten zu atmen. Sie lauschten auf fremde Geräusche, und wieder war es das Mädchen, das die Schritte vernahm. »Hörst du wirklich nichts?« raunte Bianca. Er nickte. Bianca wußte nicht, wie diese optische Antwort gemeint war. Sie wollte auch nicht fragen, aber sie erkannte an den Reaktionen des Krummen, daß dieser mißtrauisch geworden war.

So leise wie möglich bewegte er sich durch das Zimmer auf die offene Tür zu, überschritt die Schwelle und verschwand im düsteren Flur, wo kaum Licht hindrang.

Bianca Schwarz hörte das Knirschen unter seinen Sohlen. Erst jetzt merkte sie wieder die Kälte. Sie fraß sich in ihren Körper, erzeugte eine Gänsehaut und sie begann zu zittern.

Der Gedanke an Flucht schoß durch ihren Kopf. Sie konnte ihn wieder aufgeben, denn sie brauchte sich nur das Fenster anzuschauen. Es war viel zu klein.

Nein, da kam sie nicht durch. Und die normale Ausgangstür blieb ihr sowieso versperrt.

Was tun?

Sie mußte sitzenbleiben und hörte, wie der Krumme zurückkehrte. Seine Gestalt malte sich wie ein düsterer Schatten auf der Türschwelle

ab. Selbst auf diese Entfernung hin glaubte sie, das Funkeln seiner Augen sehen zu können.

»Komm her!« Er raunte es ihr scharf zu.

Bianca gehorchte. Ihr blieb wirklich nichts anderes übrig. Wahrscheinlich war es sogar das Beste. Zitternd trat sie zu ihm. Er machte ihr Platz, damit sie aus dem Wohnraum in den noch kälteren Flur gehen konnte. Der Krumme hielt sich dicht neben ihr. Sie nahm seinen säuerlichen Schweißgeruch wahr und schüttelte sich wieder vor Ekel. Nein, dieser Mensch war fast so schlimm wie ein Vampir, obwohl er sie so verehrte.

Jetzt brachte er seine Lippen dicht an ihr Ohr. »Du hattest recht«, wisperte er, »sie kommen.«

»Die Vampire?« gab sie ebenso leise zurück.

»Ja, sie.« Wintek deutete auf die Tür. »Ich habe sie genau gehört. Sie sind schon auf der Treppe.«

»Aber was sollen wir machen?«

»Wir müssen weg.«

»Lieber zu mir, wo meine…«

Er schüttelte so heftig den Kopf, daß Bianca erschrak. »Nicht zu dir, ich kenne ein besseres Versteck. Es liegt nicht weit von hier. Wir werden einen Spaziergang machen.«

»Nein, das will ich nicht.« Sie ging zwei Schritte zurück.

»Du mußt aber.« Er war schneller, als Bianca gedacht hatte und hielt sie plötzlich fest. Hart drückte er das Fleisch an ihrem Oberarm zusammen, so daß sie leise aufschrie. Es nutzte ihr nichts. Er hatte kein Mitleid, ließ sie nicht los und zog sie sogar näher zu sich heran.

»Horch!« flüsterte er nur, »horch!« Er drückte seine Hand gegen ihren Kopf und preßte das Ohr gegen das Holz der Kellertür.

Es blieb Bianca nichts anderes übrig, als diesem »Wunsch« nachzukommen. In der Tat vernahm sie die Schritte und zuckte plötzlich zurück, als in Kopfhöhe jemand gegen die Innenseite der Tür drosch.

»Das sind sie!« hechelte der Krumme. »Ja, das sind sie. Jetzt wollen sie raus und Blut trinken.«

»Was machst du?«

Wintek deutete auf den Keil. »Damit habe ich die Tür festgeklemmt. Sie werden ihre Mühe haben.« Er schaute sie aus großen Augen an. »Aber ich nicht mit dir.«

Bevor Bianca Schwarz sich versah, hatte er schon zugegriffen und sie in die Höhe gehievt. Einen leisen Ruf der Überraschung konnte sie nicht vermeiden.

Sie lag auf den Armen des Krummen, der sich hastig umdrehte und aus dem Haus stürmte.

Mit seiner Geliebten verschwand er im grauen Licht des Tages…

***

Auch Frantisek Marek erwachte. Seinem Freund John Sinclair war es schon nicht gutgegangen, ihm ging es noch schlechter. Er kam sich vor, als hätte er die Nacht durchgemacht. Nur paßten die eigentlichen Kopfschmerzen nicht zu dem dicken Schädel, und diese Schmerzen strahlten genau dort ab, wo ihn der Stein erwischt hatte.

Dort tuckerte und hämmerte es. Als er sich aufrichtete, nahm dieses Gefühl sogar noch zu, und er preßte beide Hände gegen seine Wangen. So und mit verzerrtem Gesicht blieb er zunächst einmal sitzen, weil er auch seine Gedanken ordnen mußte.

Wo befand er sich?

Das war die große Frage, die er sich stellte. Er dachte noch an das Wohnmobil und war überrascht, als er feststellen mußte, daß er in seiner eigenen Wohnung saß.

Ihm fiel im ersten Moment nicht ein, wie er in das Haus gekommen war. Erst als es ihm gelang, seine Gedanken in konkrete Bahnen zu lenken, wußte er Bescheid.

Plötzlich war die Erinnerung wieder da! Sie flammte in seinem Schädel auf, er sah sich um, bewegte dabei vorsichtig den Kopf, und über seine Lippen drang ein überraschtes »Verdammt, wo steckt John?«

Sinclair war nirgendwo zu sehen.

Für den Pfähler gab es nur eine Erklärung. John mußte das Haus vor ihm verlassen haben. Wohin er gehen wollte, wußte Marek nicht, er konnte es sich höchstens zusammenreimen.

Wieder dachte er nach.

Klar, Dragan Domescu hatte das Wohnmobil auf dem Hof hinter dem Haus des Bürgermeisters abstellen wollen. Wahrscheinlich war John zu ihm gegangen, um die Gegner dort zu erwarten.

Frantisek Marek wollte das gleiche tun. Mühsam stemmte er sich hoch. Die Bewegung spürte er auch im Kopf, aber er riß sich zusammen und wankte zur Tür.

Im Flur lehnte er sich an die Wand. Ein paarmal atmete er tief durch. Dann ging er weiter.

Die frische Luft tat ihm gut.

Er warf einen Blick auf die Uhr und dann zum Himmel. Der Nachmittag war fast vorbei. Dennoch stand keine Sonne am Himmel. Einen so trüben Herbsttag hatte er selten erlebt.

Alles verschwamm in einem düsteren Grau. Die Wolken hatten sich gesenkt. Sie flossen von den dicht bewaldeten Hängen in die Täler und erinnerten an Wasserfälle aus Dunst und Schwaden.

Das war richtiges Vampirwetter. Sogar tagsüber konnten sie sich aufhalten, ohne zerstört zu werden.

Marek hatte nichts gegen Dunst und Nebel. Nur wenn er beides mit

dem Fall zusammenbrachte, ärgerte er sich darüber.

Um zu seinem Ziel zu gelangen, konnte er die Hauptstraße nehmen oder eine Abkürzung gehen.

Er entschied sich für die Abkürzung. Stets hielt er sich an den Außenmauern der niedrigen Häuser, stemmte sich dort ab und wurde ein paarmal von entgegenkommenden Dorfbewohnern auf seinen Zustand hin angesprochen. Frantisek gab nur einsilbige Antworten und ging weiter.

Durch eine schmale Gasse mußte er.

Danach versperrte ihm ein Gartenzaun den Weg, den er einfach durchbrach, einen weichen Pfad erreichte und schon bald die Brandmauern entdeckte, die verteilt auf dem Hof des Bürgermeisterhauses standen.

Auch das Wohnmobil sah er.

Es wirkte wie ein viereckiger Klotz und wurde umwabert vom hellgrauen Dunst, der sich zum Abend hin noch mehr zu einem dicken Nebel verdichten würde.

Marek nahm nicht den Einstieg zum Fahrerhaus. Der andere war, von ihm aus gesehen, näher.

Er fand die Tür offen. Fast wäre er gestolpert, als er das Wohnmobil betrat. Licht brannte, Stimmen hörte er keine, und das wunderte ihn. Er schob sich an der Dusche vorbei, wollte etwas rufen oder sagen, als ihm das Wort im Halse steckenblieb und er ebenfalls nicht mehr weiterging, wobei er seine Hand gegen die Kehle preßte.

Er hatte Dragan Domescu entdeckt!

Der junge Rumäne lag auf einer der Liegen. Um seinen Kopf hatte sich eine Blutlache ausgebreitet. Das meiste war schon in den Kissen versickert. »Nein, nein!« hauchte Marek. »Großer Gott, nur das nicht.« Er taumelte näher, hatte seine eigenen Schmerzen vergessen und erreichte die Liege. Da er mit allem rechnen mußte, schaute er sich zunächst den Hals des jungen Mannes an.

Zum Glück entdeckte er dort keine Vampirwunden. Ein Blutsauger war er also nicht.

Lebte er überhaupt noch?

Marek horchte nach. Er legte sein Ohr auf die Brust und lauschte nach dem Herzschlag.

Zuerst hörte er nichts, nur seinen eigenen Atem, und der Kloß in der Kehle wurde immer dicker. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß Dragan nicht mehr zu helfen war.

Dann zuckte er zusammen.

Ja, er hatte einen schwachen Schlag vernommen. Jetzt fühlte er auch nach dem Puls.

Der schlug ebenfalls…

Es war ein gewaltiger Stein, der dem Pfähler vom Herzen polterte.

Dragan lebte, wenn auch nur schwach. Um ihn am Leben zu erhalten, mußte Frantisek etwas tun.

Einen Arzt gab es nicht in Petrila. Die Leute hatten sich immer selbst zu helfen gewußt. Jetzt hätte er einen Doktor gebrauchen können. Ihm fiel die alte Galina ein, die sich um die kleinen Wehwehchen der Bewohner kümmerte. Sie mußte jetzt zeigen, was sie konnte.

Als Marek sich aufrichtete, merkte er, wie schlecht er doch dran war. Wieder hatte er gegen den Schwindel anzukämpfen. Es wunderte ihn überhaupt, daß er sich so gut auf den Beinen halten konnte, aber es kam nun auf ihn allein an, daß er alles richtig machte. Ein Fehler seinerseits, und Dragan war verloren.

Zum Glück wohnte die alte Galina nicht weit entfernt. Als er bei ihr klopfte, wollten die Schmerzen bald seinen Schädel zerhämmern.

Galina öffnete.

Marek wäre ihr fast in die Arme gefallen. Er konnte sich soeben noch am Türpfosten abstützen. Die alte Frau mußte ihn festhalten und fragte besorgt, was geschehen war.

Frantisek erzählte es ihr auf der Türschwelle.

Sie konnte es kaum glauben. Immer wieder schüttelte sie den Kopf. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie und nickte dann.

»Hängt es vielleicht damit zusammen, daß ich den Engländer gesehen habe?«

Dieser Satz riß Marek aus seiner Apathie. »Wo hast du ihn gesehen?«

»Auf dem Friedhof!«

Hätte sein Schädel nicht so geschmerzt, Marek hätte sich gegen die Stirn geklopft. Jetzt endlich wußte er, wo er den Geisterjäger finden konnte. Es war eigentlich auch vollkommen klar. Schließlich drehte sich alles um Lady X.

»Der Junge«, sagte er. »Du mußt ihn behandeln, Galina. Er ist fast tot. Man hat ihm einen Schlag auf den Schädel gegeben.«

»Ich sehe ihn mir an.« Sie wollte ihn ins Haus ziehen. Marek wehrte sich.

»Nein, nicht ich. Ich kann nicht, ich muß woanders hin.«

»Und wo?«

Eine Antwort bekam die Frau nicht. Marek drehte sich schwankend auf der Stelle und wurde schon bald von den grauen Dunstschwaden geschluckt. Es brauchte nicht jeder zu wissen, daß er dem Friedhof einen Besuch abstatten wollte…

***

Sie waren in dem stockdunklen Kellerraum herumgelaufen wie ferngelenkte Puppen. Sehen konnten sie nichts. Sie stießen sich gegenseitig und schleuderten sich manchmal sogar zu Boden.

Enge machte sie aggressiv.

Das war bei Menschen so, das erlebten auch die Blutsauger. Für einen hätte der Kellerraum vielleicht gereicht, für zwei war er einfach zu klein. Zudem beherrschte sie nur ein Gedanke.

Blut!

Sie wollten das Blut. Koste es, was wolle. Blut, Blut, Blut…

Aber ihr Herr und Meister hatte ihnen strikte Befehle gegeben.

Und die mußten sie einhalten. Nur wenn er es befahl, sollten sie an das Blut gelangen.

Und so verging die Zeit. Irgendwann einmal interessierte sie der Befehl des Meisters nicht mehr. Da war der Drang einfach übermächtig in ihnen geworden, daß sie nicht mehr anders konnten. Sie pfiffen auf die Anordnungen und Befehle, vor allen Dingen deshalb, weil sich über ihnen genau das befand, was sie wollten.

Menschen!

Und Menschen besaßen Blut, das ihr Weiterleben garantierte.

Wie zu den Zeiten, als sie noch Menschen gewesen waren, machte Mario Forca den Anfang. Er packte seinen Kumpan an der Schulter und drehte ihn in der Dunkelheit herum.

»Hör zu, Riley, ich bin es leid. Ich falle bald zusammen, wenn ich kein Blut bekomme.«

Riley lachte nur rauh. Diese Antwort faßte der andere als eine zustimmende auf.

»Dann bist du dabei?«

»Ja.«

»Und wen holen wir uns?«

Wieder begann Brabano zu lachen. Es klang mehr nach einem wilden Keuchen. »Ist doch klar, wir packen uns beide. Den Kerl und das Mädchen. Jeder bekommt etwas.«

Darauf hatte Mario Forcas nur gewartet. Wo sich der Ausgang befand, wußte er. Er ließ sich nicht mehr abschließen. Mit einem wilden Fußtritt brach der Vampir die Latten entzwei. Sie zersplitterten und wirbelten in den Kellergang, den die beiden Blutsauger Sekunden danach betraten.

Um die Treppe zu erreichen, mußten sie sich nach rechts wenden.

Erst wenn sie diese überwunden hatten, konnten sie die Tür öffnen und kamen an ihre Opfer heran.

Die waren am wichtigsten. Zudem wußten sie genau, daß sich noch beide in diesem Haus aufhielten. Sie merkten es mit ihrem Blutinstinkt, und sie hörten auch ihre Stimmen, als sie etwa die Hälfte der Treppe hinter sich gelassen hatten.

Sogar dicht vor der Tür standen sie. Mario hatte die Führung übernommen. Er erreichte auch als erster die Tür, wo er stehenblieb, lauschte und sein Gesicht verzog.

Dann begann er leise zu lachen und hämmerte im nächsten

Augenblick das Holz. Er wußte, daß die Tür kein richtiges Schloß besaß und wollte sie deshalb aufwuchten.

Es gelang ihm nicht, der Keil hielt sie fest.

Fast wäre ein Schrei der Wut über seine Lippen gedrungen. Zudem hörte er noch Schritte und wußte, daß sich die Opfer entfernten. Sie rannten einfach weg, sogar den leisen Ruf des Mädchens vernahmen sie.

Aber sie wollten das Blut.

»Komm zu mir!« zischte Forca. »Die Tür klemmt oder ist verriegelt. Wir machen es gemeinsam.«

Vampire besitzen Kräfte. Auch wenn sie geschwächt sind. Zudem verspüren sie keine Schmerzen wie normale Menschen.

Also starteten sie drei, vier Versuche.

Erst beim sechsten klappte es. Der Keil auf dem Boden verrutschte, so daß sie die Tür öffnen konnten.

Beide fielen in den Flur hinein und prallten gegen die Wand, wo sie sich sofort umdrehten und auch die offene Haustür sahen.

Der Rest war ihnen klar.

Die beiden Opfer hatten das Weite gesucht und würden auch so leicht nicht zu finden sein, denn durch das offene Rechteck der Tür wallten graue Dunstschleier, die ihnen eine hervorragende Deckung geben würden.

Sie schüttelten die Köpfe, schauten sich an, und niemand von ihnen wußte, wie es weitergehen sollte.

»Wir werden Blut bekommen!« flüsterte Brabano. »Hier gibt es noch andere Menschen, die…«

»Boris würde toben!«

Als Mario den Namen des Vampir erwähnte, zuckte Brabano zusammen. »Was macht das schon?«

»Sehr viel. Er hat seine eigenen Pläne. Wir sollen ihm dabei nur helfen. Wir sollen…« Er sprach nicht mehr weiter, und Riley wunderte sich darüber.

»Was ist los?«

Forca verzog das Gesicht. »Ich glaube«, sagte er leise. »Ich glaube, er ruft uns.«

»Der Meister?«

»Genau er.«

Brabanos Gesicht nahm einen gespannten und gleichzeitig lauernden Ausdruck an. »Wo steckt er denn?«

»Das kann ich dir nicht sagen«, gab Forca zurück. »Noch nicht, aber wir werden ihn finden, denn wir brauchen nur seinem Ruf zu folgen. Er will uns sogar haben. Ihm droht…« er wagte kaum, den Satz zu beenden. »Ihm droht Gefahr …«

Riley Brabano hatte verstanden. Er ging bereits zur Tür. »Dann nichts

wie zu ihm.«

»Das meine ich auch«, erwiderte Forca.

***

Ich glaubte einen Traum zu erleben. Leider jedoch war es eine Tatsache.

Da stand ich, der Geisterjäger John Sinclair, und schaufelte ein Grab auf, in dem meine Todfeindin Lady X lag. Ein halbverwester, monsterhafter Körper sollte wieder an die Oberfläche geholt werden, damit er ein neues Leben bekommen konnte.

Es war kühler geworden. Von den Berghängen her trieben Dunstschleier wie lange Stoffbahnen über den Boden. Der Wind hatte ein wenig abgeflaut, der Boden schien von unten her erhitzt zu werden, da er zahlreiche Nebelwolken »produzierte«.

Das war herbstliches Vampirwetter.

Und der Vampir beobachtete mich, den schwitzenden John Sinclair. Trotz der Kühle rann mir der Schweiß am Rücken entlang, denn eine Schaufel voller Erde in die Höhe zu wuchten, kostete Kraft und Energie. Schon oft hatte ich mir das Wasser aus dem Gesicht gewischt, und wenn ich ausatmete dampfte die Luft vor meinen Lippen.

Lady X hatte zum Glück nur ein schmales Grab bekommen. So schaufelte ich weiter und hatte es bereits geschafft, den größten Teil der Grabfüllung herauszuhieven.

Rechts neben mir wuchs der Hügel immer höher. Gesprochen hatte ich in der letzten halben Stunde nicht. Ich spürte nur, daß ich von der ungewohnten Arbeit Schwielen an den Händen bekam und mir allmählich der Rücken schmerzte.

Ein paarmal stellte ich mich aufrecht und drückte ihn durch.

Wenn ich das tat, wurde die Haltung des mich beobachtenden Blutsaugers jedesmal gespannt.

»Wie weit bist du?« fragte er, als ich wieder eine kurze Pause einlegte.

»Ich habe es gleich geschafft.«

»Siehst du sie schon?«

»Nein.«

»Dann mach weiter, verdammt.«

Ich schaute ihn an. Zwischen uns trieben dünne Schleier. »Jeder Mensch braucht mal eine Pause, Bogdanowich. Aber da kannst du nicht mitreden, du bist ja kein Mensch.«

»Weiter!«

Ich nahm die Schaufel und schuftete. In der Grube stand ich.

Meine Schuhe konnte ich nicht sehen, da mir der Lehm bis zu den Knöcheln reichte. Im unteren Drittel waren die Hosenbeine verschmiert, und der Dreck klebte auch an meinen Jackenärmeln.

Hin und wieder warf ich einen Blick auf meine Waffen. Sie lagen noch immer dort, wo ich sie hingeworfen hatte. Bisher hatte ich nicht den Versuch unternommen, sie an mich zu nehmen, zunächst wollte ich Lady X freilegen.

Wenn ich sie aus dem Grab geholt hatte, konnte ich hoffentlich beide vernichten.

Es war ein riskanter Plan, aber welcher meiner Pläne im Kampf gegen die Dämonen und finsteren Mächte war nicht riskant gewesen! Eigentlich alle, wenn ich darüber nachdachte.

Und so machte ich weiter. In dem Bewußtsein, plötzlich und unerwartet zuschlagen zu können.

Schräg stach ich das Schaufelblatt in den Boden. Eigentlich rechnete ich damit, in den nächsten Sekunden auf Widerstand zu stoßen, allzu tief konnte Lady X nicht liegen.

Obwohl ich es erwartet hatte, zuckte ich dennoch zusammen, als sich dem Schaufelblatt Widerstand entgegensetzte. An einen Stein glaubte ich nicht, deshalb wurde ich vorsichtiger und hielt das Schaufelblatt fast waagerecht, um die dünne Schicht über dem begrabenen Körper abtragen zu können.

Ich hatte sie erreicht.

Für einen Augenblick blieb ich in meiner gebückten Haltung stehen. Tausend Gedanken schossen durch meinen Kopf, ein jeder von ihnen drehte sich um Lady X und die Tatsache, daß ich es sein würde, der sie aus dem Grab holte.

Bisher hatte ich nicht so recht daran glauben wollen, nun war es tatsächlich eingetroffen.

Ich schaute auf Boris Bogdanowich. »Ich kann sie sehen«, erklärte ich.

Ein Ruck ging durch seine Gestalt. Er sah sich am Ziel seiner Wünsche. Monatelang hatte er darauf gewartet, endlich konnte er sich einen Traum erfüllen.

»Stimmt das auch?«

»Du kannst kommen und nachschauen.«

»Nein«, sagte er und setzte sich trotzdem in Bewegung, wobei er einen großen Bogen schlug. »Du wirst sie jetzt hervorholen und neben das Grab legen.«

»Kannst du das nicht…«

»Denk an die Geiseln!« giftete er.

»Okay, ich tue dir den Gefallen.« Es war zudem in meinem Sinne.

Wenn Lady X neben dem Grab lag, erweiterte diese Tatsache meinen Spielraum, den ich unbedingt benötigte.

Noch war sie mit einer Erdschicht bedeckt. Ich nahm wieder die Schaufel und begann damit, das Erdreich vorsichtig zur Seite zu schieben, denn ich wollte zunächst einmal das Kreuz von ihr nehmen.

Etwas gefiel mir nicht. Aus dem Augenwinkel konnte ich Boris Bogdanowich sehen, der um das Grab schlich wie ein Kater um den heißen Brei. Ich wußte auch nicht genau, was er wollte. Vielleicht zuschauen oder ähnliches, was mir nicht gefiel, denn ich wußte ihn nicht gern in meinem Rücken. Er verschwand dort auch und näherte sich seinem eigentlichen Ziel.

Es war meine Beretta!

Jetzt durchschaute ich seinen Plan. Raffiniert gemacht. Er würde die Waffe an sich nehmen und mir eine Kugel verpassen. Ich stand schon in der Grube, dann brauchte er mich nur zuzuschaufeln.

Die Vorteile lagen auf seiner Seite. Er würde schneller an die Waffe gelangen, als ich aus der Grube war.

Was tun?

Mir fiel eine gute Lösung ein, denn ich dachte an das auf dem Körper der Lady X liegende Kreuz.

Noch hatte ich es nicht gesehen, da der Lehm und Dreck es verbargen. Ich kannte seine ungefähre Lage, bückte mich und tat so, als hätte ich nicht bemerkt, was mit dem Vampir los war.

Meine Hände wühlten den Dreck zur Seite. Unter den Fingern spürte ich die weiche Masse des toten Körpers. Es war ein widerliches Gefühl für mich, und meine Mundwinkel zuckten verdächtig.

Wenn ich auf Gefühle Rücksicht nahm, kam ich nicht weit.

Dafür berührte ich das Kreuz.

Es bestand aus Metall, war ziemlich schwer, ich nahm es an mich und drückte mich hoch.

Der Nebel umgab die Grabstätte wie ein leichter Schleier. Er erschwerte meine Sicht, dennoch konnte ich den Vampir erkennen, wie er sich dem Ort näherte, wo meine Waffe lag.

Er hatte sich schon gebückt…

Für mich wurde es höchste Eisenbahn. »Bogdanowich!« schrie ich ihn an. »Laß die Finger weg!«

Diesmal hatte sich sogar der Blutsauger erschreckt. Sein schon ausgestreckter Arm fuhr zurück, er drehte den Kopf nach links und sah mich mit dem Oberkörper aus dem Grab schauen.

Er mußte noch mehr sehen.

Nämlich das Kreuz in meiner rechten Hand. Ich hielt den Arm so hoch, daß er es gut erkennen konnte.

Sekundenlang geschah nichts. Er stand nur da, schaute das Kreuz an, dann mich und nickte ein paarmal.

»Weg da!« befahl ich.

»Nein!«

Da schleuderte ich das Kreuz. Ich hatte mir zuvor die Entfernung gut ausgerechnet. Das Kreuz beschrieb einen Halbbogen und kam genau dort auf, wo ich es wollte.

Der Vampir hatte nach der Beretta greifen wollen. Dann erkannte er das Wurfgeschoß und spürte auch dessen Aura.

Über seine Lippen drang ein Schrei der Wut. Seine Hand, die schon nach der Pistole hatte greifen wollen, zuckte zurück, aber das Kreuz klirrte genau gegen die Waffe.

Seinen Fluch verstand ich nicht. Es war auch nicht wichtig für mich. Ich hatte etwas anderes vor.

So schnell wie diesmal war ich noch nie aus einer Grabstätte gekommen. Ich stützte mich auf, schwang mich hoch und jagte auf den Vampir zu, der sich wieder gefangen hatte.

Er hob seine Arme zur Abwehr, denn er rechnete mit Faustschlägen meinerseits.

Es war lächerlich, so zu denken. Ich wollte etwas anderes, und das bekam ich auch.

Aus dem Lauf schoß mein Arm nach unten. Ohne mich großartig zu bücken, riß ich das Kreuz an mich.

Das Silberne Kreuz!

Einen Schritt entfernt lag die Beretta, die ich ebenfalls nahm und mich jetzt wieder wohler fühlte. Der Großteil meines Plans hatte geklappt. Mein Einsatz war die Kraft gewesen, die ich benötigt hatte, um das Grab aufzuschaufeln.

Jetzt konnte ich die Scott endgültig vernichten!

Irgendwie schien der Vampir dies geahnt zu haben, denn er wurde wütend und begann schrecklich zu fluchen. Dabei machte er auf dem Absatz kehrt, schrie etwas von Geiseln und verschwand im dichten Grau des Nebels.

Zurück ließ er Lady X und mich!

Einen überraschten Geisterjäger, denn ich war so perplex, daß ich nicht einmal einen Warnschuß abgegeben hatte. Gab dieser verfluchte Vampir so einfach auf?

Das konnte ich einfach nicht glauben. Er hatte die Geiseln, aber auch ich hielt nun einen Trumpf.

Mit wenigen Schritten erreichte ich das Grab der Lady X. Am offenen Rand kauerte ich mich nieder und hielt mein Kreuz so, daß ich es jeden Augenblick nach unten fallen lassen konnte. Dann würde es den Körper zu Asche verbrennen.

Sekundenlang geschah nichts. Ich hörte auch von meinem Gegner nichts. Allmählich bekam ich ein ungutes Gefühl. Es sah gar nicht so positiv für mich aus, wie ich angenommen hatte. Dieser Bogdanowich schien all seine Pläne über den Haufen geworfen zu haben, indem er Lady X, seine große Königin, einfach im Stich ließ.

Das war unbegreiflich.

Er ließ sie nicht im Stich. Das bekam ich sehr bald zu hören, denn aus der Höhe schallte mir seine Stimme entgegen. Dazwischen

vernahm ich ein klatschendes Schlagen. Ohne ihn überhaupt gesehen zu haben, wußte ich schon Bescheid.

Er hatte sich verwandelt.

Mir fielen Mareks Erzählungen ein. Er hatte davon geredet, daß sich Bogdanowich verändern konnte. Wie es oft genug erzählt wurde und man auch nachlesen konnte, wenn etwas über Vampire geschrieben stand.

In eine große Fledermaus!

Sie befand sich über mir und teilte mit ihren gewaltigen Schwingen den Nebeldunst.

Die Wolken gerieten in heftige Bewegungen. Sie quirlten durcheinander, wurden zu tanzenden Kreiseln, rissen manchmal Löcher, und ich konnte den dunklen Schatten sehen, der in der Luft schwebte.

Boris Bogdanowich war noch da!

»Du kannst mich sehen, Blutsauger?« rief ich zu ihm hoch.

»Ja.« Obwohl er sich in eine Fledermaus verwandelt hatte, antwortete er mit seiner menschlichen Stimme. Sekunden danach erkannte ich den Grund. Zwischen seinem breiten schwarzen Körper schimmerte ein heller Fleck, das Gesicht.

Er war also eine Mischung aus Vampir und »Mensch«.

Für mich zwar nichts Neues, ich hatte ähnliche Wesen schon gesehen, trotzdem mußte ich mich umstellen. »Ich hoffe, du hast erkannt, wo ich sitze und was ich in meiner Hand halte. Ich brauche das Kreuz nur fallen zu lassen, dann ist es um deine Königin geschehen.«

»Ja, das sehe ich«, erklang es dumpf und rauh aus der Höhe zu mir herab. »Ich sehe es genau, aber du solltest auch an die denken, die sich in meiner Gewalt befinden.«

Ich schielte hoch. Dünner Nebel trieb über meinen Kopf. Dazwischen malte sich die Gestalt des großen Vampir ab. Man konnte Angst bekommen, wenn man ihn sah. Ein fürchterliches Monstrum, das seine Chancen genau abzuschätzen wußte.

»Einigen wir uns doch, Geisterjäger!« schlug er mir vor. »Du wirst wieder in das Grab klettern und die Leiche hervorholen.«

Was bezweckte er damit? Ich war mißtrauisch und fragte: »Was geschieht danach?«

»Werde ich die Geiseln freilassen.«

Ich lachte ihn aus. »Und wie soll das technisch ablaufen?«

»Sie werden zu dir kommen.«

»Gesund und munter?«

»Ja, wenn du so lange bei Lady X sitzenbleibst und dich nicht rührst. Du wirst sie auch nicht töten, denn dann hättest du im Endeffekt verloren, weil die Vernichtung der Geiseln auf dein Konto ginge. Ist

das ein Vorschlag von mir?«

Ja, es war einer. Ich überlegte nur noch, wo sich der Haken an der Sache befand. Irgend etwas stimmte da nicht, dessen war ich mir sicher. Boris war kein Wesen, das so leicht aufgab. Der hielt stets einen Trumpf in der Hinterhand.

»Wie lautet deine Antwort?«

Mir fiel kein besserer Gegenvorschlag ein. »Es ist gut«, sagte ich.

»Du kannst die Geiseln holen.«

»Erst nimmst du Lady X und schaffst sie aus dem Grab!«

Auch das noch. Ich überlegte, ob ich es tatsächlich tun sollte. Aber was war daran so schlimm? Eigentlich nichts. Ob sie nun vor dem oder im Grab lag, das spielte keine Rolle.

»Ich bin einverstanden. Du kannst zuschauen, Boris, wie ich sie raushole.«

»Beeil dich. Zuviel Zeit ist schon vergangen.«

»Langsam, uns drängt ja keiner.« Ich ließ mich wieder in die Grube gleiten, deren Ränder glatt und seifig waren. Es war schwer für mich, nicht auf den Körper der Lady X zu treten. Ich mußte meine Füße drehen, so daß ich mich zwischen sie und die Wand klemmen konnte.

Abermals schaute ich in das halbverweste Gesicht. Wenn diese Figur noch einmal zum Leben erwachte, würde es verdammt hart werden. Lady X kannte keine Gnade, das wußte ich.

Ich mußte mich wirklich überwinden, um sie überhaupt anfassen zu können. Ich bückte mich und schob meine Hände unter ihren Körper. Vielleicht brach er mir sogar auseinander, denn ich hatte das Gefühl, eine weiche Puddingmasse anzufassen.

Auch der Geruch drehte mir fast den Magen um. Er drang von der Leiche zu mir hoch, so daß ich mich gezwungen sah, die Luft anzuhalten. Es war wirklich widerlich, und es ging fast über meine Kraft, was man da von mir verlangte.

Einige Male schluckte ich, während ich Lady X allmählich in die Höhe hievte. Sie kam mir vor wie eine Puppe, bei der jeden Augenblick die Glieder abfallen konnten. Als ich sie in die Höhe gehoben hatte, fielen Arme und Beine nach unten, so daß sie mit ihren Spitzen fast den Grund des Grabes berührten.

Auch der Kopf kippte nach hinten. Ich schaute von oben her in das schrecklich entstellte Gesicht.

Ein Schüttelfrost überkam mich, der sich auch auf die Leiche in meinen Armen übertrug.

Über mir kreiste der Vampir. Er zog seine Runden durch die Nebelschleier und starrte nach unten. Wenn ich jetzt etwas falsches tat, würde er die Geiseln töten lassen.

Genau das war das Problem.

Ich hatte hier wirklich alle Chancen, aber der andere hielt Trümpfe

in der Hand und rechnete mit meiner Menschlichkeit. Er hatte sich nicht verrechnet.

Mit der halbverwesten Leiche der Lady X im Arm stieg ich aus dem Grab.

Noch war sie reglos, völlig tot, aber Bogdanowich würde durch finstere Beschwörungen dafür sorgen, daß aus ihr eine lebende Leiche wurde, ein Zombie.

Konnte ich so etwas noch verhindern?

Es kostete mich Mühe, das Grab zu verlassen. Ich ging einen Schritt und legte Lady X auf den von mir geschaffenen Erdhügel neben dem Grab. Sie drückte ihn ein wenig ein. Arme und Beine rutschten seitlich an der Oberfläche nach unten.

So blieb sie liegen, und ich trat wieder zurück. Gleichzeitig legte ich meinen Kopf in den Nacken, um in die Höhe zu schauen.

Bogdanowich drehte noch immer seine Kreise. Er war auch nicht tiefer gekommen und wartete ab.

Ich hatte meine Pistole gezogen. Der Lauf wies schräg nach unten, die Mündung zielte auf den Kopf der Leiche. Wenn ich den halbverwesten Körper mit zwei Silberkugeln »schmückte«, würde es dem anderen nicht mehr möglich sein, sie zu einem untoten Leben zu erwecken, da die Kraft des Silbers es verhinderte.

Hoffentlich wußte das auch der Vampir.

»Ich habe meinen Teil erfüllt«, rief ich ihm entgegen. »Jetzt bist du an der Reihe, Boris. Wo sind die Geiseln?«

»Bereits unterwegs!«

Mein Lachen schallte ihm entgegen. »Das glaubst du doch selbst nicht. Du hast mich die Zeit über beobachtet, Blutsauger. Wie kannst du behaupten, daß die Geiseln unterwegs sind?«

»Ich habe meinen Helfern einen gedanklichen Befehl gegeben«, erklärte er mir.

Das konnte stimmen, mußte aber nicht. Leider hatte ich keine andere Wahl, als ihm zu glauben, und ich hob die Schultern. »Nun gut, ich warte. Allerdings keine halbe Stunde«, schränkte ich ein.

»Setzen wir die Zeit auf fünf Minuten fest. Tauchen die Geiseln dann nicht auf, pumpe ich deine Königin mit geweihtem Silber voll und zerstöre damit deine finsteren Pläne. Alles klar?«

»Ich habe verstanden!«

»Bist du auch einverstanden?«

»Ja!« Meine Erfahrung hatte mich mißtrauisch gemacht. Die Antwort war mir ein wenig schnell gekommen, und ich rechnete mit einem faulen Trick des Blutsaugers. Leider kannte ich seine Karten nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als die von mir selbst gesetzte Zeitspanne abzuwarten.

Fünf Minuten können lang werden. Das wurde mir klar, als ich neben

Lady X stand und darauf wartete, daß der Vampir sein Versprechen einlöste.

Ich blieb weiterhin unter Beobachtung. Über mir schien er in der Luft zu stehen, umtanzt und umquirlt von Nebelfetzen, die seine Gestalt wie durchsichtige Schleier umgaben.

Bleich leuchtete sein Gesicht. Mein Blick wechselte. Einmal schaute ich auf die Uhr und beobachtete den Sekundenzeiger, dann warf ich wieder einen Blick in das halbverweste Gesicht der Lady X.

Ich spürte den Druck der Erwartung und hoffte, alles richtig gemacht und nichts übersehen zu haben. Zwei Minuten waren vergangen. Noch immer hatte sich nichts getan. Auch als die dritte Minute vorbei war, sah ich keinen Menschen vom Dorf her auf das Grab zukommen. Nun wurde die Landschaft zudem durch die dünnen Nebelschleier bedeckt.

Vier Minuten waren vorbei.

»Ich werde allmählich ungeduldig«, rief ich zu dem kreisenden Vampir hoch. »Hängst du so wenig an Lady X, daß du dir ihre endgültige Vernichtung erlauben kannst?«

»Sie kommen.«

»Ich habe keinen gesehen.«

»Aber ich!«

»Da bin ich gespannt. Noch zwanzig Sekunden, dann ist alles vorbei, wenn du verstehst…«

»Sie sind da!« Er hatte die drei Worte in meine Antwort hineingesagt. Ich glaubte ihm, denn als ich den Kopf drehte, sah ich die beiden Gestalten, die sich sehr schwach innerhalb der dünnen Nebelsuppe abzeichneten.

Sie hatten den Friedhof schon hinter sich gelassen und kamen den Hang hoch.

Soviel ich jetzt schon erkennen konnte, waren es zwei Männer.

Aber wo steckte die Frau?

»Du hast mich reingelegt!« rief ich Boris entgegen. »Ich will das Mädchen auch noch haben!«

»Sie konnte nicht kommen!«

»Weshalb nicht?«

»Weil…« Plötzlich lachte er. Schaurig, dröhnend und auch voller Triumph. Ich wußte nicht, aus welchem Grunde er dies tat, doch sehr bald bekam ich ihn zu sehen.

Eine der beiden Gestalten war stehengeblieben und hatte den rechten Arm erhoben.

Im nächsten Augenblick jagte sie ihn nach unten, und ich vernahm gleichzeitig die Stimme des Pfählers Marek.

»Vorsicht, John!«

Da ließ ich mich fallen!

***

Bianca Schwarz erlebte einen Alptraum bei vollem Bewußtsein. Den beiden Vampiren war sie entkommen, mittlerweile fragte sie sich allerdings, welches Schicksal schlimmer war. Von den Blutsaugern gebissen zu werden oder in den Klauen dieses Irren zu stecken?

Wahrscheinlich war beides gleich schlimm, denn der Krumme hatte ihr Vorschläge unterbreitet, die sie schaudern ließen.

Sie kannte sein Ziel nicht, es mußte weiter vom Ort entfernt liegen, und so hastete er mit ihr durch die trübe Abenddämmerung, umgeben von tanzenden Nebelschwaden, die wie kalte Fingerspitzen über den Körper des Mädchens strichen.

Sie fragte sich, woher dieser Mensch all die Kraft nahm. Wie ein Mehlsack hing sie über seiner linken Schulter. Den linken Arm hatte er gebogen und umklammerte damit ihren Körper, damit sie nicht von der Schulter zu Boden rutschte.

So hasteten sie weiter.

Es war ihnen niemand begegnet. Zudem hatte Bianca auch nicht zu schreien gewagt. Wenn sie das tat, würde der Krumme zu schlimmen Maßnahmen greifen, die er ihr mehrmals angedroht hatte.

Dann lieber den Mund halten.

Es war kalt. Sie fror und zitterte. Ihre Zähne klapperten vor Kälte aufeinander. Manchmal glaubte sie, die Füße überhaupt nicht mehr zu spüren, dann bewegte sie immer die Zehen, um den Kreislauf einigermaßen in Gang zu halten.

Auch die Kraft des Krummen reichte nicht ewig. Nach einer Weile, sie hatten Petrila schon längst hinter sich gelassen, wurde er merklich langsamer.

Schwer waren seine Beine. Die Schritte kosteten ihn Kraft. Er keuchte, die heftig ausgestoßenen Atemwolken vor seinen Lippen rissen nicht ab. So kam es, wie es kommen mußte.

Als Wintek zum erstenmal leicht taumelte und Bianca vor Schreck aufschrie, blieb er stehen, beugte sich nach links über und ließ das Mädchen von seiner Schulter rutschen.

Sie fiel auf weichen Boden. Bäume befanden sich nicht in der Nähe. Über ihr tanzte der Nebel und, vor ihr sah sie den Schatten des Krummen. Der Verwachsene hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er stand da, keuchte und schlenkerte seine überlangen Arme, während er Bianca nicht aus den Augen ließ.

Der Krumme war erschöpft.

War das ihre Chance?

Sie richtete sich aus der liegenden Stellung auf. Sofort zuckte ihr Entführer zusammen. »Bleib liegen!« keuchte er. »Bleib nur liegen, sonst vergesse ich mich!«

Bianca lehnte sich wieder zurück. Sie hatte das Gefühl, keinen Körper mehr, sondern einen Eisblock zu haben, und mit zitternder Stimme

erkundigte sie sich, wie weit sie noch zu laufen hätten.

»Nicht mehr weit, mein Täubchen, wir sind bald da. Nur noch über die Schlucht!«

Die Schlucht! hatte er gesagt. Bianca schluckte. »Was?« rief sie.

»Wir müssen über eine Schlucht?«

»Ja.« Er verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Aber das ist nicht schlimm. Es gibt dort eine Brücke.« Er kam wieder näher und streckte seinen rechten Arm aus. »Los, komm wieder hoch. Die Zeit drängt. Ich will vor der Nacht noch da sein.«

»Und die Vampire?«

»Haben bestimmt unsere Spur verloren. Aber sie werden uns suchen, darauf mußt du dich gefaßt machen.« Er begann zu kichern.

»Nur werden sie uns nicht finden. Ich, Wintek, habe ein hervorragendes Versteck, in dem wir beide es für eine Weile aushalten können und wo es auch warm ist.«

Auf das Versteck konnte Bianca verzichten. Allein der Gedanke daran, mit dem Krummen eine Nacht zu verbringen, ließ sie fast durchdrehen. Nur mühsam beherrschte sie sich und ergriff die ausgestreckte Hand, um sich auf die Beine helfen zu lassen.

Zitternd stand sie vor ihm.

Bianca war für eine Frau normal groß. Der Krumme mußte zu ihr hochschauen.

In seinem Blick erkannte sie die Gier nach ihrem Körper. Bevor sie etwas sagen oder fragen konnte, hatte er zugegriffen. Seine Arme wurden plötzlich noch länger. Er hievte sie blitzschnell hoch und ließ sie über seinen ausgestreckten Armen liegen.

»Wenn du nicht fallen willst, schlinge deine Hände um meinen Hals, Täubchen…« riet er ihr.

Sie tat es mit Widerwillen.

Seine Haare hingen weit in den Nacken. Dort klebten sie zusammen, und sie spürte die Nässe zwischen ihren Fingern.

Er ging weiter. Die kleine Pause hatte ihm gutgetan, denn seine Schritte waren schneller geworden.

Bianca fragte sich trotz ihrer Angst, wo sie sich befinden könnte.

Die Umgebung von Petrila war ihr unbekannt. Vom Dorf aus hatte sie nur mehr die dunklen Hügel und die Bergkuppen gesehen, nun nahm der Nebel ihnen die Sicht.

Von einer Schlucht hatte der Krumme gesprochen, und sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Sie wollte nicht über eine Schlucht gehen, auch wenn eine Brücke existierte.

Ihre Furcht davor war zu groß. Deshalb versuchte sie es ein letztes Mal, den Krummen zu überreden.

Der ließ sich auf nichts ein. »Nein, es bleibt dabei. Ich habe meinen Plan, und du wirst mir folgen. Auch wenn du es nicht willst. Aber ich

rate dir eines, Mädchen. Sei friedlich, sonst werde ich böse. Wie leicht kann aus Liebe Haß werden.« Er lachte auf. »Denk immer daran, daß ich noch dein Beschützer bin. Die Vampire hätten es dir nicht so leicht gemacht wie ich.«

Da hatte er recht. Nur fragte sich Bianca mittlerweile, ob ein Ende mit Schrecken nicht besser für sie gewesen wäre als ein Schrecken ohne Ende. Sie erschrak über ihre eigenen Gedanken. So weit also war es mit ihr schon gekommen.

Plötzlich blieb der Krumme stehen. Er hielt die Frau weiterhin auf seinen Armen, und sie merkte auch das Zittern, das ihn überkommen hatte. »Schau nach vorn!« flüsterte er.

Bianca mußte den Kopf drehen.

Es war nicht dunkel, nur neblig. Trotz dieser grauen Suppe sah sie das finstere Loch vor sich, aus dem die Düsternis zu steigen schien.

Es war die Schlucht!

Ein Alptraum für sie, denn so etwas zu überqueren, hatte ihr schon als Kind Herzklopfen bereitet.

»Da müssen wir rüber«, sagte der Krumme.

»Und wo ist die Brücke?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»Du wirst sie gleich sehen.« Wintek ging zur Seite und trat gleichzeitig näher an den Rand der Schlucht.

Er hielt sein Versprechen. Sie sah die Brücke tatsächlich. Bisher hatte sie noch an eine normale Überführung geglaubt. Ein folgenschwerer Irrtum, denn das, was sich da vor ihren Augen über die Schlucht spannte, war eine aus Tauen und Holz bestehende Hängebrücke.

Auch das wäre nicht weiter schlimm gewesen, wenn die Planken, aus denen der Übergang bestand, nicht schon sehr morsch ausgesehen hätten und an einigen Stellen völlig fehlten.

»Das ist sie«, sagte der Krumme.

Bianca lag noch auf seinen Armen und schüttelte wild den Kopf.

»Nein!« schrie sie. »Nein! Da gehe ich nicht rüber!«

»Und ob, mein Täubchen, und ob…« Wintek nahm keine Rücksicht auf sie. Er machte den ersten Schritt …

ENDE des zweiten Teils